

89. JG. | 7. JUNI 2026
NUMMER 12 | 5,00 EURO

[inne]halten

Katholisches Magazin für das Bistum Eichstätt

A photograph of a middle-aged man with grey hair, smiling warmly while holding a small, dark-colored French Bulldog. The dog is looking off to the side. The background is a soft-focus outdoor scene with green foliage and a building.

„Ein Tier ist wie ein Engel“

Pfarrer Rainer Maria Schießler erzählt im Interview, warum er Hunde und Katzen so sehr liebt

Seiten 10 – 15

1. BIS 6.
SEPTEMBER
2026

ASSISI – IM 800. TODESJAHR DES HEILIGEN FRANZISKUS

Wallfahrt nach Assisi, zu den Wirkungsstätten des Heiligen Franziskus exklusiv für unsere Leserinnen und Leser

Franziskus, der vor acht Jahrhunderten am 3. Oktober 1226 bei der Portiuncula-Kapelle verstarb, hat mit seiner Liebe zur Schöpfung und seinem Dienst an den Armen bis heute nichts von seiner Strahlkraft verloren. Seine Botschaft von Frieden, Einfachheit und geschwisterlichem Miteinander ist gerade in unserer Zeit von größter Aktualität. Diese Wallfahrt führt Sie zu den Orten, an denen Franziskus lebte, betete und wirkte.

Wir laden Sie ein, innezuhalten und den Alltag hinter sich zu lassen.

Begleitet wird die Reise von Bruder Helmut Rakowski, dem Provinzial der Kapuziner in Deutschland, Belgien, Niederlande und Teilen Österreichs, und unserer theologischen Redakteurin Susanne Haverkamp.

Im Reisepreis enthaltene Leistungen:

- Flug mit Lufthansa nach Rom und zurück
- 5 Übernachtungen im Hotel San Pietro in Doppelzimmern mit Bad oder Dusche/WC mit Halbpension
- Alle Fahrten im komfortablen Fernreisebus
- Alle Ausflüge und Besichtigungen lt. Programm inkl. der erforderlichen Eintrittsgelder
- Audiosystem für die Führungen
- Pilgerbuch
- Reisekranken-Versicherung

Geistliche Begleitung:

Bruder Helmut Rakowski,
Provinzial der Kapuziner

Reiseleitung:

Susanne Haverkamp,
Redakteurin Verlagsgruppe
Bistumsprese

Flugreise

ab Frankfurt oder München

Pro Person **ab 1.519 Euro**



◀ Weiter Infos finden Sie hier



Fotos: Fotolia, JFL Photography, Kapuziner/Ledensberger, A. von Drill

Informationen und Anmeldung unter 0541 318-618 oder
pilgerreisen@dom-medien.de · www.leser-und-pilgerreisen.de

emmausreisen
Mit Freunden unterwegs

dommedien
Diözesanpilgerstelle



Foto: Imago/ANP

FUSSBALL-WELTMEISTERSCHAFT

Mächtig ohnmächtig

Bald beginnt die Fußball-Weltmeisterschaft, und zu befürchten ist, dass die Mächtigen sie missbrauchen werden. Donald Trump, der Präsident der USA, wird seine Rolle als Gastgeber zur selbstherrlichen Inszenierung nutzen – als Friedensengel, Machoherrscher, Graf Protz oder was immer sein Ego gerade braucht. Gianni Infantino, der Präsident des Weltverbandes Fifa, wird auch die peinlichsten Spielchen mitspielen. Er hat Trump schon bei der Gruppenauslosung allen Ernstes einen Fifa-Friedenspreis überreicht. Infantino tut alles, um den letzten Euro aus dem Sport herauszuquetschen.

Was tun, wenn man die WM trotz allem nicht ignorieren mag? Vielleicht am besten: mit christlichem Blick aufs Turnier schauen – nicht auf die Mächtigen, sondern

auf die Ohnmächtigen. Nicht auf Trump und Infantino, die sich in den Mittelpunkt drängen. Sondern auf die Außenseiter, die man leicht übersieht. Auf die Fußballer von der Karibikinsel Curacao zum Beispiel, die zum ersten Mal dabei sind und auf dem Bild gerade aus ihrem Mannschaftsbus kommen, der so klein ist wie ihre Chancen. Oder auf die Migranten jenseits der Stadien, die sich die astronomischen Eintrittspreise nicht leisten können – und eh nicht kämen, weil sie vor Trumps Abschiebetrupps zittern. Wäre es nicht schön, wenn diese Ohnmächtigen in unseren Gedanken mächtig groß rauskommen?

// ANDREAS LESCH

GOTT UND DIE WELT

- 6 Kirche und Welt**
Serie „Mein Draht zum Himmel“:
Der Franziskaner Johannes Küpper
erklärt, wie wir Gott in unserem
Körper spüren können

- 10 Schwerpunkt**
Pfarrer Rainer Maria Schießler
erzählt, welche berührenden
Momente er mit Tieren erlebt hat

- 18 Kirche und Welt**
Papst Leo warnt in seiner ersten
Enzyklika vor den Gefahren
künstlicher Intelligenz



Kluge Worte:
Papst Leo

- 22 Kirche und Welt**
Frank Richter erklärt, warum er
vor der Wahl in Sachsen-Anhalt
gern mit AfD-Wählern spricht

Die nächste
Ausgabe erscheint
am 21. Juni.

BLICK NACH ...

- 8 „Papst Leo beschreibt sehr genau“**
Stimmen zur neuen Enzyklika von
Forschenden der Katholischen Uni-
versität Eichstätt-Ingolstadt

- 20 Die Erinnerung darf nicht sterben**
Ein Landwirt leistete in der NS-Zeit
mutig Widerstand. Heute erzählen
seine Enkel Schülern darüber

- 32 Wenn der Chatbot berät**
Wie KI professionelle Unter-
stützungsangebote verändert

- 35 Pflege nicht zur Armutsfalle machen**
Die KAB im Bistum Eichstätt be-
trachtet die laufende Bundestags-
Debatte mit Sorge

- 37 Wie man die Welt sah**
Einzigartiges Zeugnis der Karto-
graphie wird in Eichstätt erforscht

- 38 Minis auf Antrittsbesuch beim Papst**
Für einige der zahlreichen
Teilnehmenden der Rot gab es eine
überraschende Begegnung mit
Leo XIV.

GLAUBENSLEBEN

- 42 Glaubenswege**
Seit Januar leitet Rudolf Knopp im
Orden der Barmherzigen Brüder
die neue Provinz Europa Mitte

- 44 Lesungen der ersten Woche**
Jesus ging einst zu Menschen mit
schlechtem Ruf. Heute begleitet
Marion Königbauer Strafgefangene

- 48 Lesungen der zweiten Woche**
Jesus sendet die Apostel aus, um
den Glauben zu verbreiten. Wie
sehen das Menschen, die heute in
der Kirche arbeiten?

- 53 Glaubenswissen**
Anfrage: Muss Pontius Pilatus
immer noch der Buhmann sein?

- 54 Glaubensleben**
Susanne Frieters erklärt, weshalb
Menschen für Trauungen und
Begräbnisse freie Redner anfragen



Foto: Vatican Media

38

SPEKTRUM

58 Kultur
Der Vatikan ist bei der Biennale in Venedig mit zwei Beiträgen vertreten. Das Thema, das sie verbindet: Hildegard von Bingen

63 Medien
Der Roman „Engel der letzten Nacht“ hat den katholischen Jugendbuchpreis gewonnen. Es ist originell geschrieben und lädt zum Nachdenken ein

Titelbild: Birgit Zimmermann



„Wir kommen aus dem Bistum Eichstätt“, erfuhr Papst Leo XIV. von Ministrantenreferentin Kathrin Birk.



Hohe Verantwortung: Rudolf Knopp

42

Foto: Ludwig Schedl

ANGEMERKT

Immer diese Wallfahrer!



Feiertag plus Bilderbuchwetter, eine Kombination, die die Leute scharenweise in Ausflugslaune versetzt. Beim Mittagstisch im gut beschirmten Innenhof des Klosters Weltenburg zum Beispiel drängten sich am Pfingstmontag die Gäste. Sie tummelten sich außerdem am Kiesstrand, der direkt an die spektakulär am Donaudurchbruch gelegene Abteigrenzt und manche schauten auch in die Klosterkirche, ein barockes Meisterwerk der Gebrüder Asam, hinein.

Kurz zuvor hatten sich dort Leute versammelt, die nicht in touristischer, sondern in gläubiger Mission unterwegs waren: Eine Fußwallfahrergruppe, die in der Asamkirche Gottesdienst feierte und schon einen mehrstündigen Fußmarsch hinter sich hatte. An dieser nachhaltigen Fortbewegungsart gäbe es im Grunde nichts auszusetzen, möchte man meinen. Aber offensichtlich gibt es Zeitgenossen, die sich an den Megafonen

der Vorbeterinnen und Vorbeter stören und momentan, auf dem Höhepunkt der Wallfahrtssaison, schwer geplatzt sind von unerwünschter Beschallung.

»Geplatzt von unerwünschter Beschallung«

Von Ignoranz und fehlender Rücksichtnahme „gegenüber allen Mitmenschen, die zu dieser Uhrzeit noch schlafen möchten“, war in einem Leserbrief in der Lokalzeitung die Rede.

Früher, als es noch keine Lautsprecher gab, sei man schweigend, besinnlich und in Demut gepilgert. Nebenbei bemerkt: Es gab früher an kirchlichen Feiertagen auch wenig Verkehrsaufkommen. Die Autokolonnen, die sich heute durch idyllische Täler zwängen, sorgen, anders als ein durchziehender Wallfahrtszug, für eine kontinuierliche Geräuschkulisse.

// GABI GESS



QR-Code zum Probeabo
Hier scannen und direkt zum Probeabo gelangen.

Im Atem

Der Franziskaner Johannes Küpper leitet Meditationen an. Im fünften Teil unserer Serie erklärt er, wie wir **Gott in unserem Körper spüren** können. Vielleicht können wir dadurch auch unseren Mitmenschen näherkommen.

Von Barbara Dreiling

Samstagvormittag im Meditationsraum eines katholischen Klosters in Berlin. Mit 20 anderen Menschen sitze ich im Kreis. Unter mir eine kleine Holzbank. Ich bin müde von der Arbeitswoche. So geht es vielen hier – das sagen sie in der Vorstellungsrunde.

Für die nächsten sechs Stunden werden wir nicht mehr miteinander sprechen, sondern schweigen und bei unserem Atem oder dem Gefühl unserer Hände sein. Kann man Gott in seinem Körper spüren? Das ist die Frage, die mich zu diesem Meditationstag geführt hat.

Der Franziskaner Johannes Küpper, der den Tag leitet, sagt Ja. Er ist begeistert, wenn man ihn fragt, ob der eigene Körper eine Verbindung zum Himmel ist. Dass Gott in unserem Leib wohnt, sei eine der wichtigsten Erfahrungen seines Lebens gewesen, sagt er. Er habe sie vor Jahrzehnten beim Ausdruckstanz gemacht, später in der Meditation. „Gott ist in jedem Schritt“, sagt er. „Ich kann mich gar nicht ohne Gott bewegen.“

Die Meditation beginnt. Bruder Johannes leitet uns an, den Kontakt unseres Körpers zum Sitz wahrzunehmen. Ich spüre, wie mein ganzes Gewicht auf der Holzbank ruht. Sie hält mich – und plötzlich entspannen sich ein paar Muskeln in meinem Rücken. Ich bin überrascht. Ist das schon eine göttliche Erfahrung? „Es fängt damit an, ein



Fotos: istockphoto/Dima Berlin, Porträtfoto: Franziskaner

ist Gott

Gefühl für sein Inneres zu bekommen und seinem Leib zu vertrauen“, sagt Bruder Johannes später. Gott habe ihn nicht nur erschaffen, er sei dort auch gegenwärtig.

Im nächsten Schritt sollen wir unseren Atem wahrnehmen: an der Nasenspitze oder in Brust und Bauch, die sich weiten und wieder zusammenziehen. Ich bin aufmerksam, sitze da, nehme das Einströmen und Ausströmen der Luft wahr – und staune, wie unwichtig in diesem Moment alle Probleme werden, die mich beschäftigen. Der Atem kommt und geht von allein – ohne dass ich etwas dafür tue. Ich atme, ich bin am Leben und fühle mich dankbar. Bruder Johannes sagt: „Gott macht sich durch Bewegungen bemerkbar.“ Der Atem oder der Herzschlag – das seien Verbindungen mit dem Leben: „Ich kann nicht aufhören zu atmen, es atmet mich, und darin ist Gott.“

Ich bin ganz hier

Am Nachmittag sitzen wir nicht mehr, sondern stehen an unserem Platz. Bruder Johannes leitet die acht Bewegungen der Wirbelsäule an. Beim Einatmen neige ich meinen Rücken zu den Seiten, nach hinten, nach vorn oder drehe ihn. Es sind alltägliche Bewegungen; ich mache sie, wenn ich mich morgens strecke oder wenn ich etwas vom Boden aufhebe. Jetzt mache ich sie ganz in Ruhe.



ZUR PERSON

Bruder Johannes Küpper, Jahrgang 1963, ist 1986 in den Franziskanerorden eingetreten und seit 1995 Priester. Im Franziskanerkloster Berlin-Pankow hat er die HalteStille eingerichtet, um Menschen aus der Stadt einen Raum für Einkehr und Stille anzubieten.

Das Stehen auf den Füßen beendet für Augenblicke die Gedanken in meinem Kopf. Ich bin ganz hier. Auch andere Teilnehmer berichten später, dass sie mehr bei sich selbst angekommen seien.

Bruder Johannes sagt: „Wenn ich mich im Rhythmus des Atems bewege, fühle ich mich verbunden mit dem Leben und mit Gott.“ Im Alltag macht er diese Übungen nach dem Aufstehen. Erst danach setzt er sich auf seine Meditationsbank zum Beten.

Wir sitzen wieder auf unseren Hockern, es ist still. Und nun? „Wenn du in Gedanken bist, kannst du immer wieder zum Leib zurückkehren“, sagt Bruder Johannes. Mir hilft das, denn ich bin mit meinem Kopf oft woanders. Wenn mir das bewusst wird, richte ich meine Aufmerksamkeit also wieder auf den Atem. Zu Hause wäre ich schon längst aufgestanden, hätte mit etwas anderem begonnen, wäre einkaufen gegangen oder hätte die Wohnung aufgeräumt. Hier nicht. Es scheint leichter zu sein, gemeinsam Stille zu halten, als allein.

Bruder Johannes erklärt jetzt das Jesus-Gebet. Wer es ausprobieren möchte, soll den Namen Jesus Christus oder einen Satz wie „Jesus, erbarme dich meiner“ oder „Jesus, ich vertraue dir“ auf seinen Atem legen und still im Rhythmus des Atems wiederholen. Ich mühe mich vergeblich. Ich lasse es sein, richte meine Aufmerksamkeit wieder auf den Atem und bleibe dabei. Bruder Johannes erzählt später, dass ihm das Jesus-Gebet besonders dann hilft, wenn er seelische oder körperliche Schmerzen spürt: „Dann halte ich mich am Namen Jesu fest.“

In den Wochen nach dem Meditationstag baue ich einige der Übungen in meinen Alltag ein. Bevor ich morgens aus dem Haus gehe, mache ich die Bewegungen der Wirbelsäule, setze mich in Stille auf meinen Gebetshocker und achte aufmerksam auf



meinen Atem. Wenn ich zu Fuß unterwegs bin, nehme ich meine Schritte auf dem Boden wahr.

Bin ich nun also näher bei Gott? Zumindest fühle ich mich verbunden mit dem Leben und bin oft dankbar, am Leben zu sein. Ich lasse mich von vielen Sorgen nicht mehr so beeindrucken.

Sie erscheinen weniger groß. Dafür sind mir meine Mitmenschen näher. Je öfter ich aus meinen Gedanken herauskomme, desto aufmerksamer kann ich für andere sein.

Viele Teilnehmer sagen am Ende des Meditationstages, sie fühlten sich lebendiger, befreiter oder beruhigter als zuvor. Und mitfühlender mit anderen. Einige sprechen Fürbitten für die Menschen in Kriegsgebieten und Flüchtlingslagern. Mir scheint: Wer ganz bei sich und seinem Körper ist, findet nicht nur zu Gott, sondern auch zu seinen Mitmenschen. ●

ANREGUNGEN VON BRUDER JOHANNES KÜPPER

- Geh in die Natur und verlangsame das Schrittempo.
- Nimm die Räume deines Leibes wahr, besonders den Atem und den Herzschlag. Sie sind ein Geschenk Gottes.
- Mach leichte wiederholende Bewegungen im Rhythmus des Atems und sprich ein Gebetswort dazu, etwa „Jesus“ beim Ausatmen, „Christus“ beim Einatmen.
- Bei Schmerzen wiederhole kurze Gebete wie „Jesus, ich vertraue dir“.
- Wenn du Sport machst, halte einen Moment inne. Vielleicht spürst du Dankbarkeit für Bewegungen, die wie von selbst laufen.

„Papst Leo beschreibt sehr genau“

Forschende der **Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt** geben erste Stellungnahmen zur neuen Enzyklika „**Magnifica humanitas**“ über Künstliche Intelligenz ab

EICHSTÄTT/ROM Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der KU Eichstätt-Ingolstadt nehmen Stellung zur neuen Enzyklika von Papst Leo XIV.:

Martin Kirschner, Professor für Theologie in den Transformationsprozessen der Gegenwart, betont die politisch-prophetische Klarheit des Schreibens. Für ihn steht Leo XIV. mit seiner Enzyklika in der Tradition der katholischen Soziallehre – also jener Texte, die auf die sozialen Folgen großer Umbrüche reagieren. Entscheidend sei, dass der Papst die ethische Beurteilung von Technologie mit der Machtfrage verknüpfe.

Auch **Markus Riedenauer**, Professor für Philosophische Grundfragen der Theologie, ordnet die Enzyklika in eine längere Entwicklung ein. Papst Leo schreibe Grundsätze zu Würde, Gerechtigkeit und Verantwortung unter den Bedingungen

von Digitalisierung und KI fort. Entscheidend sei, dass moralische Verantwortung nicht an Technik abgegeben werde.

Martin Schneider, Professor für Moralthologie und Sozialethik, sieht die Stärke der Enzyklika in ihrer Beschreibung der gesellschaftlichen Folgen digitaler Steuerung. Papst Leo beschreibe sehr genau ein neues Problem: Macht werde im Digitalen oft unsichtbar, „weil Algorithmen Neutralität vortäuschen.“

INFO

Mehr als 100 Seiten umfasst die Enzyklika. Eine Zusammenfassung ihrer Kernaussagen gibt es unter www.bistum-eichstaett.de/news-details/news/magnifica-humanitas-menschlich-bleiben-mit-ki/

Journalistikprofessor **Klaus Meier** erkennt eine Fortführung von Überlegungen aus der Amtszeit von Papst Franziskus. 2025 hatte Meier im Vatikan an einer Diskussion über eine Note zum Verhältnis von künstlicher und menschlicher Intelligenz teilgenommen. „Wesentliche Bausteine aus dieser Note finden sich jetzt in der Enzyklika“. Dass diese Wahrheit als „Gemeingut“ bezeichnet und unabhängigen Journalismus ausdrücklich würdigt, sei ein starkes Zeichen.

Katharina Karl, Professorin für Pastoraltheologie und Dekanin der Theologischen Fakultät, liest „Magnifica humanitas“ vor allem als Text über das Menschenbild hinter der KI-Debatte. Aus ihrer Sicht spricht der Papst nicht zuerst über die Kirche oder über Technik, sondern über den Menschen und seine Verantwortung.

Differenziert fällt der Blick von **Norbert Paulo**, Professor für Philosophie und Ethik der Digitalisierung, auf die Enzyklika aus. Er meint, dass „Magnifica humanitas“ keine pauschale Absage an die moderne Technologien sei: „Die Enzyklika blickt nicht kulturpessimistisch auf Künstliche Intelligenz und Digitalisierung.“ Der Text bleibe aber an wichtigen Stellen zu ungenau, problematische Entwicklungen würden nur allgemein beschrieben. (upd/gg)

Mehr zur neuen Enzyklika lesen Sie auch auf den Seiten 17-19.

Kontakt zur Redaktion

Bei Fragen und Anregungen, Lob und Kritik können Sie sich an uns wenden, Telefon: 8421/50819 E-Mail: leserservice@bistumspresse.de

Dual studieren mit dem Bistum

EICHSTÄTT Arbeiten bei der Diözese Eichstätt und studieren an der Katholischen Stiftungshochschule Benediktbeuern: Das ermöglicht eine Kooperation zwischen beiden Einrichtungen jungen Menschen, die das duale Studium „Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit“ absolvieren möchten. Bis zum 26. Juni können sich Interessierte für den Studienbeginn im kommenden Wintersemester bewerben.

Während des dualen Studiengangs arbeiten die Studierenden durchschnittlich 20 Stunden pro Woche in verschiedenen Bereichen des Bistums Eichstätt. Im Rahmen des Praxisvertrags übernimmt die Diözese die Studiengebühren und zahlt ein monatliches Gehalt.

Andreas Weiß, der für das Bistum die dual Studierenden begleitet, sieht im dualen Studiengang ein zukunftsweisendes Modell, um Nachwuchskräfte für die Pastoral zu gewinnen: „Die klassischen Wege in kirchliche Berufe gibt es kaum noch – heute sind Biografien vielfältiger.“

Weitere Informationen sowie die Bewerbungsunterlagen sind unter www.ksh-muenchen.de zu finden. Zusätzlich ist eine Bewerbung beim Bistum Eichstätt notwendig. Ansprechpartner Andreas Weiß ist erreichbar unter Tel. 08421/ 50-154, E-Mail: pastoral-ausbildung@bistum-eichstaett.de.

IMPRESSUM

[inne]halten. Katholisches Magazin für das Bistum Eichstätt.

Herausgeber: Bischöflicher Stuhl Eichstätt

Verlag: Verlagsgruppe Bistumspresse GmbH

Geschäftsführung:

Ulrich Waschki

Chefredakteur:

Ulrich Waschki

Zentralredaktion der Verlagsgruppe Bistumspresse: Andreas Lesch (Chef vom Dienst)

Anschrift für Verlag und Zentralredaktion:

Schillerstraße 15
49074 Osnabrück
Telefon 0541 318-626

Regionalredaktion Sankt Michaelsbund, Diözesanverband München und Freising e. V.:

Florian Ertl (stellvertretender Chefredakteur), Michael Heberling, Gabi Gess

Kontakt Redaktion und Anzeigenservice:

Herzog-Wilhelm-Straße 5
80331 München
kontakt@michaelsbund.de
Telefon 089/23225-0
Fax 089/23225-240

Leserservice:

Vertrieb Magazin [inne]halten, Evangelischer Presseverlag Nord GmbH
Gartenstraße 20, 24103 Kiel
Tel. 08421/50-810
leserservice@bistumspresse.de

[inne]halten erscheint 14-täglich (26 Ausgaben im Jahr). Einzelverkaufspreis 5 €, Bezugspreis monatlich 9,95 € (inkl. Mwst. und Porto Deutschland)

Preise für Ausland auf Anfrage bzw. im Abo-Shop auf innehalten.de

Abbestellungen sind vier Wochen vor Monatsende bzw. vier Wochen vor Ablauf der Mindestbezugszeit schriftlich an den Leserservice zu richten.

Bei Nichterscheinen infolge höherer Gewalt besteht kein Entschädigungsanspruch.

Hinweise zu den AGB und zu Ihrem Widerrufsrecht finden Sie unter www.michaelsbund.de/innenhalten-agb

Technische Herstellung:

Bonifatius GmbH
Karl-Schurz-Straße 26
33100 Paderborn

Mitglied der Konpress Medien eG **konpress**

Mitglied im Medienverband der freien Presse e. V., Fachgruppe Konprofessionelle Medien **MVFP** Medienverband der freien Presse **KONPROFESSIONELLE MEDIEN**





Foto: kna/julia Steinbrecht

Suche nach Halt und Kraft: Bundeswehrsoldaten bei einem Gottesdienst

Kriegsgeheul und Friedensrufe

Zum Artikel „Was wäre, wenn ...“ (Nummer 8/12. April) und zum Interview „Ich will mich lieber wehren, als Opfer zu sein“ (Nummer 9/26. April) und entsprechenden Leserbriefen:

Diese Leserbriefe machen mich sprachlos, fast wütend. Es wird so getan, als wollten die Kirchen Krieg! Natürlich ist das nicht der Fall. Aber wenn sie sich nicht darauf vorbereiten, gäbe es ein großes Chaos und Vorwürfe, sie hätten doch damit rechnen müssen.

// ULRICH ZIMMERMANN, FRANKFURT

Es wäre ein Kategorienfehler, die Vorbereitung auf die Begleitung von Kriegsopfern als Einstimmen in Kriegspropaganda zu deuten. Propaganda will Feindbilder schüren, Gewalt verherrlichen. Seelsorgerische Vorbereitung dagegen will Menschen auffangen, deren Leben durch Krieg zerstört wurde. Wer meint, Kriege ließen sich durch mangelnde Vorbereitung auf Leid vermeiden, verwechselt Friedensgesinnung mit Friedlosigkeit gegenüber den Opfern.

// ANDREAS WESTFELD, DRESDEN

Leider müssen wir in den Aufbau der Bundeswehr investieren, viel Geld, das man sinnvoller verwenden könnte. Als Russland die Ukraine ange-

griffen hat, sind geopolitische Ziele wichtiger geworden als der wirtschaftliche Nutzen.

Die Lehre daraus und aus dem aktuellen Verhalten der Amerikaner ist, dass Europa sich selbst verteidigen können muss.

Von uns darf keine Aggression ausgehen, aber wir müssen vorbereitet sein und bereit sein, entschlossen zu handeln. Das ist kein Widerspruch zu den Friedensbemühungen von Papst Leo. Nichts ist wichtiger als Frieden. Dafür müssen wir alles tun.

// MATTHIAS BLASL, ZEIL AM MAIN

Ich finde es gut und verantwortungsvoll, wenn sich die Bundesregierung und die Kirchen auf eine Krise vorbereiten, die hoffentlich nie eintritt. Das als Kriegspropaganda zu bezeichnen, ist schon ziemlich abwegig. Was würden die gleichen Leute sagen, wenn uns ein Kriegsfall völlig unvorbereitet trifft? So wichtig die Friedensbewegung ist, macht sie sich in meinen Augen zunehmend unglaublich, wenn sie Politiker in Westeuropa als Kriegstreiber diffamiert und nicht die wahren Kriegstreiber benennt.

Ich bin den Kirchen dankbar, dass sie mit dem „Ökumenischen Rahmenkonzept“ zeigen: Wir sind für euch da und stehen euch bei, auch wenn unsere (und des Papstes) Friedensbemühungen scheitern.

// WERNER SCHINDLER, TACHERTING

Ich bin erschüttert: Eine Kirchenzeitung reiht sich ein in das Kriegsgeschrei und die angebliche Bedrohung aus dem Osten. Unseren beiden großen Kirchen werden die Gläubigen in Scharen davonlaufen, nun erst recht!

Sind denn immer mehr Christen mit Blindheit geschlagen, wenn die Worte Frieden und Verhandlungen nicht mehr oberste Priorität haben sollen? Ich erinnere mich noch gut an die Schlagworte aus dem Osten vor der Wende. Aus den damaligen christlichen Kirchen kam immer wieder der Ruf „Frieden schaffen ohne Waffen“ oder „Schwerter zu Pflugscharen“. Und auch heute noch haben diese Worte umso mehr ihre Gültigkeit.

// HEINZ WIELOCH, BREYDIN

Ich war bestürzt, wie offen sich die Kirchenzeitung daran

beteiligt, Krieg in diesem Lande wieder denkbar zu machen. Das Interview kommt daher wie ein vom Verteidigungsministerium über die Militärseelsorge lancierter Werbeartikel für die Bundeswehr. Wo finde ich die anderen Sichtweisen? Warum wird die katholische Friedensbewegung Pax Christi nur erwähnt und erhält nicht den gleichen Raum für ihre Argumente?

Ich erwarte von einem katholischen Presseorgan, dass es nicht einfach die Narrative der Regierung übernimmt, sondern im Sinne des christlichen Glaubens hinterfragt. „Du sollst nicht töten!“ ist das Gebot Gottes. Es lässt sich weder durch Menschen noch durch Regierungen, kirchliche Würdenträger oder andere Mächtige aufheben.

// HAGEN LUDWIG, ZOSSEN

Auf fünf Seiten wird ein Waffendienst als Notwendigkeit begründet. Die Ehrfurcht vor dem Leben spielt keine Rolle mehr. Während meiner Ausbildung zum Diakon waren wir tief beeindruckt von Wolfgang Borcherts „Dann gibt es nur eins: Sag Nein!“ Damals war der russische Mensch nicht gleichgesetzt mit Moskauer Ideologie.

Müssen wir ständig zeigen, dass wir doch sieghaft sein wollen? „Niemand auf der ganzen Welt vermag die Wahrheit zu verändern. Wir können nur eines: sie suchen, sie finden und ihr dienen“ – wegweisende Worte des heiligen Maximilian Kolbe.

// HARTMUT KRIEDE, HERRNHUT



IHRE MEINUNG IST GEFRAGT

Zuschriften bitte an die Adresse Ihrer Kirchenzeitung oder per E-Mail an leserbriefe@bistumspress.de. Leserbriefe geben die Meinung des Verfassers wieder. Die Redaktion kann Kürzungen leider nicht immer vermeiden.



„Ein Tier ist für mich wie ein Engel“



Pfarrer Rainer Maria Schießler hat schon lange **Hunde und Katzen** und liebt sie sehr. Im Interview erzählt er, welche **berührenden Momente** er mit ihnen erlebt hat, was eine **Schildkröte** in seinem **Gottesdienst** macht – und was wir Menschen von Tieren fürs Leben lernen können.

Interview von Andreas Lesch

Was genau meinen Sie, wenn Sie schreiben: „Tiere sind Engel auf vier Pfoten“?

Ich erkläre das mal am Beispiel von Pia – dem Hund, den ich jetzt seit sieben Jahren habe.

Gern!

Zu Pia habe ich eine ganz intensive Beziehung. Vor ihr hatten wir Phil, einen French Bulldog. Er musste wegen eines inoperablen Tumors eingeschläfert werden. Phil war mein erster Hund und ich war erstaunt, was für eine Leere in mir entstanden ist, als er tot war.

Wie haben Sie diese Leere gespürt?

Ich habe es nur drei Wochen ausgehalten, dann bin ich auf die Suche nach einem neuen Hund gegangen. Beim Surfen im Internet bin ich auf eine Gruppe gestoßen, die Hunde rettet. Dort hat man mir Pia angeboten, ein Bild von ihr geschickt und die Geschichte dazu.

Was war das für eine Geschichte?

Pia hat vier Jahre lang in einem Käfig in der Slowakei gelebt, in furchtbaren Zuständen. Sie musste nur werfen und ihre Welpen sind dann illegal aus dem Kofferraum heraus verkauft worden. Irgendwann wurde sie von Tierschützern befreit und kam zu einer Pflegestelle in Pforzheim. Also bin ich da hingefahren – und der erste Augenkontakt mit ihr war gleich ein besonderer Moment.

Inwiefern?

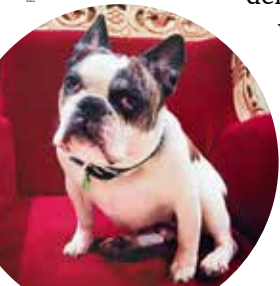
Wer so einem Tier in die Augen schaut, blickt ganz tief in seine Seele, mitten in die Schöpfung rein. Pia sah nicht aus wie der Hund auf dem Bild. Sie war abgemagert, rattig, schlecht ernährt. Meine Begleitung hat gesagt: „Mei, die ist aber nicht schön.“ Und ich: „Das ist mir wurscht. Ich fahre nicht ohne den Hund heim.“ Dann haben wir sie mitgenommen. Sie hat ein Jahr lang gebraucht, bis sie zum ersten Mal leise gebellt hat.

Oha. Warum?

Das wusste ich auch nicht. Ich hatte große Angst, man könnte ihr in der Qualzucht die Stimmbänder durch-



Foto: Rainer Maria Schießler privat



Geliebter Begleiter:
Phil war Rainer Maria Schießlers erster Hund. Nach seinem Tod spürte der Pfarrer eine große Leere.

Foto: Birgit Zimmermann

Innige Beziehung:
Rainer Maria Schießler und
Pia schauen sich in die Augen.



Tierische Freude: Mit seinem Bruder Wolfgang kümmert sich Rainer Maria Schießler um ein Kälbchen auf dem Bauernhof von Verwandten im Bayerischen Wald.



Fotos: Rainer Maria Schießler privat

geschnitten haben, damit sie nicht so viel bellt. Und ich war schon kurz davor, sie untersuchen zu lassen. Da hat sie auf einmal gebellt. Aus purer Freude. Weil sie zum ersten Mal Schnee erlebt hat. Mir sind die Tränen gekommen. Dieses Bellen war, als wollte sie sagen: „Ich bin jetzt da. Macht euch keine Sorgen. Ich werde euch nicht verlassen.“

Sie lieben Pia sehr, oder?

Ja. So ein Tier ist für mich wie ein Engel. Darum der Titel meines Buches.

In diesem Buch erzählen Sie, schon als kleiner Junge wäre es für Sie die größte Erfüllung gewesen, einen Hund zu haben, aber Ihre Eltern hätten nicht gewollt. Woran lag das?

Es wäre einfach nicht gegangen. Wir waren vier Leute in einer Dreizimmerwohnung mit 56 Quadratmetern, dritter Stock ohne Lift, in der Stadt – und das in den 60er-, 70er-Jahren. Damals haben nur Begüterte mit mehr Platz ein Haustier gehabt. In unserer Siedlung in München hatte niemand einen Hund.

Statt eines Hundes haben Ihre Eltern Ihnen, als Sie zehn Jahre alt waren, zumindest ein Buch über Hunde geschenkt.

Es war von Joseph Maria Lutz und hieß „Die mein Leben begleiteten“. Dieses Buch war für mich das Allerhöchste. Ich habe es drei-, vier-, fünfhundert Mal gelesen, in einem durch. Es hat mich hinein-versetzt in eine Welt, in der ich selbst einen Hund habe. Es hat mich so bestätigt darin, dass ich in meiner Liebe zu Hunden nicht vom anderen Stern bin. Heute denke ich: Meine Eltern haben mir dieses Buch nicht als Ersatz für einen Hund geschenkt, sondern als Bestärkung in meiner Sehnsucht.

Sie schreiben, dass Sie in jedem Sommer drei Wochen bei Verwandten im Bayerischen Wald Urlaub gemacht und da ganz viel mit Tieren erlebt haben. Erzählen Sie mal!

Wir sind mit unserem VW Käfer von München in den Bayerischen Wald gefahren – und ich bin da in eine neue Welt eingetaucht. In eine Welt, die mir als Stadtkind völlig unbekannt war: Landwirtschaft, Tiere, Stallgeruch. Natur zum Anfassen. Ich habe diese Welt geliebt. Man hätte mir die Fidschi-Inseln bieten können, und ich hätte trotzdem den Bayerischen Wald gewählt. Diese Wochen auf dem Land, die haben mich den Tieren so richtig nähergebracht.

Inwiefern?

Ich habe erlebt, wie mein Onkel jedes Tier im Stall mit Namen angesprochen hat: „Milli, mach einen Schritt auf die Seite!“ Dann ging dieses Tier einen Schritt auf die Seite. Und ich stand da und dachte mir: „Wow, was für ein Vertrauensverhältnis!“

Sie haben dann in der Bücherei ein Buch über Hunderassen entdeckt, das Sie sehr fasziniert hat.

Ja, denn ich habe es natürlich als erzieherischen Gewaltakt empfunden, dass ich keinen Hund kriege. Da habe ich gedacht: Jetzt räche ich mich. Und ich habe mir in der Pfarrbücherei dieses Buch ausgeliehen und alle Hunderassen auswendig gelernt. Es hat mir gefallen, damit anzugeben: „Schaut's her, ich erkenne sogar einen koreanischen Mischling!“ Damit habe ich meine Eltern gepiesackt.

Wie haben sie reagiert?

Irgendwann haben sie gesagt: „Jetzt ist mal gut.“ Aber eigentlich waren sie froh, dass ich freiwillig ein Buch in die Hand genommen habe. Wenn die heute wüssten, dass ich selbst viele Bücher geschrieben habe, würden sie sich an den Kopf fassen.

Bei einem Besuch bei Freunden in Pfaffenhofen haben Sie dann den Pudel Tpsi kennengelernt.

Ja, und da hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, ich hätte einen eigenen Hund. Beim ersten Besuch ist er sofort zu mir gelaufen – und gar nicht mehr weggegangen. Was das für eine Einigkeit und Innigkeit war! Als würden wir uns auf magische Art verstehen.



Inspirierende Lektüre: Dieses Buch hat Rainer Maria Schießler im Alter von zehn Jahren in eine Welt versetzt, in der er einen Hund hat.

Und dann plötzlich dieser furchtbare Moment ...

... als meine Mama am Herd stand und weinte. Ich fragte: „Was ist denn los?“ Sie sagte: „Der Tpsi ist tot.“ Und erzählte, dass unsere Freunde angerufen hatten. Sie hatten Kirschen gepflückt, und Tpsi sprang aufgeregt unter dem Baum herum. Bei einem Sprung überschlug er sich in der Luft, fiel auf eine Steinmauer und brach sich das Genick. Da ist für mich eine Welt zusammengebrochen.

Das kann ich mir vorstellen.

Tpsi hat mich zum ersten Mal mit dem Tod in Berührung gebracht. Das war schlimm für mich.

Wie haben Sie die Trauer verarbeitet?

Meine Mama hat versucht, mich zu trösten, aber es gab keinen Trost. Nur Verzweiflung. Ich bin lange Zeit nicht mehr mitgefahren nach Pfaffenhofen, weil ich Angst davor hatte, das Haus und den Garten ohne diesen Hund zu sehen. Topsis Tod war meine erste wirklich schwere Prüfung im Leben – aber zugleich auch eine Vorbereitung auf das, was noch kam. Wenige Jahre danach, als ich 19 war, ist meine Mama gestorben. Das Abschiednehmen und der Schmerz waren mir nicht mehr fremd. Ich danke Gott dafür, dass ich das über dieses Tier lernen durfte.

Tpsi ist bis heute in Ihrem Herzen, oder?

Ja, und ich habe immer noch ein Bild von ihm über meinem Bett hängen. Sogar jetzt, als ich für mein Buch das Kapitel über ihn geschrieben habe, habe ich noch geweint. Mir ist alles wieder hochgekommen, was damals passiert ist. Das Kapitel über ihn ist mit Sicherheit das emotionalste Kapitel im Buch – weil es von einer Kinderseele erzählt ist. Ich möchte den Menschen damit Mut machen. Ich möchte ihnen sagen: Ihr müsst euch nicht schämen, wenn ihr trauert, weil euer Tier stirbt.

Erzählen Sie Menschen, deren Tier gestorben ist, die Geschichte von Tpsi?

Immer! Ich habe durch meine Hunde wahnsinnig viel für meine Seelsorge gelernt. Vor allem, wie wichtig es ist, Menschen nach dem Verlust ihres Tieres zu begleiten und ihre Trauer ernst zu nehmen. Wenn ein

Magische Anziehungskraft: Bei Freunden in Pfaffenhofen hat Rainer Maria Schießler den Pudel Tpsi kennen und lieben gelernt.

Tier geht, ist das ein Schmerz, der fast nicht zu beschreiben ist.

Wann haben Sie das in der Seelsorge mal erlebt?

Vor Jahren hatte ich abends eine Kirchenverwaltungssitzung. Als ich in den Besprechungsraum kam, stand die Frau Schimpfhauser am Fenster – eine Kindergartenleiterin, eine gewiefte Frau. Ich sagte: „Grüß Gott!“ Und hörte nur ein Schniefen. Ich fragte: „Frau Schimpfhauser, was ist los?“ Sie sagte: „Meine Katze ist gestorben. Aber sagen Sie es niemandem.“ Da habe ich gesagt: „Sie dürfen doch um Ihre Katze trauern! Und Sie gehen jetzt heim, weil Sie heute bei der Sitzung nichts verloren haben. Sie haben Ihre Gedanken ganz woanders.“

Sollte die Kirche sich mehr um Tiere kümmern?

Mir ist es ganz wichtig, dass wir uns als Kirche um die Schöpfung kümmern – also auch um die Tiere und um die Menschen, die mit diesen Tieren leben. Papst Franziskus hat die wunderbare Enzyklika Laudato si geschrieben. Aber in der Praxis müsste sich noch viel mehr tun. Die Kirche sollte sich zum Beispiel mit dem Thema Fleischkonsum mehr auseinandersetzen.

Wie?

Ein engagierter Tierarzt hat mir bei der Viecherlmesse in unserer Gemeinde mal gesagt: „Wir segnen hier jetzt die Haustiere, dann gehen wir rüber ins Wirtshaus und essen ein Nutztier. Aus dieser Spannung kommen wir nicht raus. Die ist einfach da.“

Ist das nicht tatsächlich ein Widerspruch: dass wir einerseits Haustiere verwöhnen und vermenschlichen und andererseits Nutztiere essen?

Klar ist das ein Widerspruch. Aber das Leben ist voller Widersprüche, es ist nie nur gut und böse, richtig und falsch. Mir ist wichtig, dass Menschen Respekt vor dem Nutztier haben, das für sie gestorben ist. Darum ein großes Lob an alle, die heute in der Landwirtschaft ein Tier nicht einfach nur als Ware sehen, sondern diesen Respekt zeigen – durch kürzeste Wege zum Schlachten, ohne Stress und ohne Panik. Wenn wir diesen Weg gehen, kann ich mit diesem Widerspruch leben.

Auch als Christ?

Ja. Christen sollten selbstverständlich sagen: „Für uns gibt's kein Billigfleisch. Wir sind bereit, Fleisch als etwas Kostbares zu sehen, dafür den Preis zu zahlen und vielleicht nur einmal die Woche Fleisch zu essen – so wie



früher.“ Die Kirche und alle Christen sollten sich dafür einsetzen, dass nicht nur die Bauern gut leben können, sondern auch ihre Tiere. Es kann doch nicht angehen, dass ein Pfund Schweinefleisch billiger ist als eine Flasche Wasser im Lokal. Ich finde wirklich: Die Schöpfung ist ein Geschenk, das Gott uns gegeben hat. Und bei der Bewahrung dieser Schöpfung müssen wir Vorreiter sein. Dafür genügt es nicht, dass wir in der Osternacht den Schöpfungsbericht vorlesen.

Was wäre noch nötig?

Ein Sieben-Punkte-Programm – ein Punkt für jeden Tag, an dem Gott die Schöpfung gemacht hat. Jeder Punkt müsste zeigen, wie wir Christen Tag für Tag eingreifen, wenn die Schöpfung mit Füßen getreten wird. Wenn irgendwo ein Wald abgeholzt werden soll, hat die Kirche vor Ort zu sein. Und wenn wir von quälenden Tiertransporten hören, müssen wir die Stimme erheben.

Ihnen scheinen Tiere wirklich sehr am Herzen zu liegen. In Ihrem Buch erzählen Sie auch von Ihrer Katze Lizzy, die mehrmals operiert werden musste. Wie viel Geld würden Sie für ein krankes Tier ausgeben?

Ich habe vor einem Jahr für Pia eine OP-Versicherung abgeschlossen. Diese Versicherung ist mir wichtig, denn ich möchte nie, dass die Frage „Kann ich mir die OP leisten oder nicht?“ darüber entscheidet, ob das Tier weiterleben kann oder nicht. Einschlafen ist der schlimmste Weg. Du hast danach das Gefühl, du bist ein Mörder. Bei einem Tier wie der Lizzy hätte ich mir das schon gar nicht vorstellen können.

Wie meinen Sie das?

Die Lizzy war unglaublich. Wir hatten sie aus dem Tierheim – und sie ist die Seele meiner Wohnung geworden. Wenn ich reingekommen bin, hat sie mich an der Tür abgeholt. Morgens ist sie zu mir ins Bett gehüpft und hat mich geweckt. Und sie war eine Meisterin darin, Stimmungen wahrzunehmen.

Wann zum Beispiel?

Beim Oktoberfest. Ich habe da ja 2006 als Bedienung angefangen. 16 Tage lang war ich 12 Stunden am Tag einer Dauerbeschallung ausgesetzt: Musik, Gerede, Geschrei, Lärm. Wenn ich um elf Uhr abends nach Hause gekommen bin, haben mir die Ohren gedröhnt.

Und Lizzy hat mich gerettet. Als ich mich hingelegt habe, hat sie sich ganz nah an meine Ohren gelegt und geschnurrt, was das Zeug hält – wie, wenn ich ihr erklärt hätte, was los ist. Durch dieses Schnurren gingen all die Geräusche, die in meinem Hirn drin waren, wieder raus. Ich bin sofort eingeschlafen – und hatte am nächsten Tag die Kraft, um sieben Uhr wieder im Bierzelt auf der Matte zu stehen.

Sie feiern seit 2010 einmal im Jahr in Ihrer Gemeinde eine Viecherlmesse, in der Menschen ihre Haustiere segnen lassen können. Warum?

Bei uns ist es, anders als in den meisten Kirchen, schon immer erlaubt, Hunde zum Gottesdienst mitzubringen.

Gibt es keine Menschen, die das stört?

Nein, gar nicht. Im Gegenteil: Gerade die Seniorinnen haben ihre helle Freude daran, dass sie den Tieren Leckerli geben dürfen. Und wie sollte man auch auf die Idee kommen, dass ein Hund das Heilige stört? Ich kann mir nicht vorstellen, dass bei den Tischgesellschaften, die Jesus mit den Menschen hatte, Tiere ausgeschlossen waren. Schon bei seiner Geburt standen Ochs und Esel dabei.

Da ist was dran.

Außerdem sind wir eben eine Großstadt-pfarrei, in der niemand ein eigenes Haus mit Garten hat. Da können die Leute nicht einfach ihren Hund während der Messe allein zu Hause lassen. Der hat vielleicht Angst, fängt an zu bellen – und schon gibt's Ärger mit dem Vermieter. Also dürfen die Hunde mitkommen. Irgendwann kam aus der Gemeinde dann die Anfrage, ob wir mal einen Gottesdienst für Kinder zusammen mit ihrem Haustier machen könnten. Da war die Viecherlmesse geboren.

Wie läuft sie ab?

Die meisten Tiere, die kommen, sind Hunde. Auf die stellen wir uns ein. Heißt: keine laute

Fotos: Rainer Maria Schießler privat; imago/Michael Westermann



Sensible Seele:
Die Katze Lizzy war für Rainer Maria Schießler eine Meisterin darin, Stimmungen wahrzunehmen.



Orgelmusik, sondern leise Querflöten- oder Panflötenmusik. Und keine übertriebenen Bewegungen. Weil die Tiere ganz anders empfinden als wir Menschen.

*Welche Momente in den Viecherlmes-
sen finden Sie besonders schön?*

Berührend ist es vor allem, wenn wir für unsere verstorbenen Haustiere beten und alle Menschen und Tiere einen Moment in der Stille verharren. Oder wenn ich die Urnen von Tieren segne, die im vergangenen Jahr verstorben sind. Einmal kam ein ganz lieber Mann in die Messe, der ist Maler. Und er kam mit einem Gemälde. Darauf war sein Hund zu sehen, den er in dem Jahr hatte einschläfern lassen müssen. Er hat es selbst gemalt und er hat dieses Gemälde segnen lassen. Das fand ich toll.

*Ich fand in Ihrem Buch besonders süß,
dass auch immer eine Schildkröte
bei der Viecherlmesse dabei ist.*

Ja, die Susi! Ihr Besitzer und seine Frau kommen immer extra aus Baden-Württemberg mit ihr zum Gottesdienst, jedes Jahr. Und wenn sie es mal nicht zur Viecherlmesse schaffen, kommen sie an einem anderen Sonntag. Sie sagen: „Wir brauchen ja den Jahressegnen für unsere Susi.“ Bei der Begrüßung sage ich immer: „Mein Gott, Susi, jetzt wirst du aber alt!“

Wie alt ist sie denn?

So alt wie ich. Früher habe ich immer gedacht: Was willst du mit einer Schildkröte? Gibt keinen Ton von sich. Frisst nur Löwenzahnblätter. Ist etwa so spannend wie ein Dreizehen-Faultier, das sich die Krallen schneidet. Seit ich Susi kenne,

denke ich das nicht mehr. Ich weiß jetzt so viel. Dass man Schildkröten zum Winterschlaf in den Kühlschrank legt zum Beispiel. Dass die Susi ein ganz normales Haustier ist, das zu Hause überall herumläuft. Und dass ihr Besitzer eine sehr persönliche Bindung zu diesem Tier hat. Kein Wunder: Er hat sie zu seiner Geburt gekriegt. Seitdem begleitet ihn dieses Tier.

*Was haben Sie von Tieren fürs Leben
gelernt?*

Liebe und Zuneigung auf höchstem Level. Wenn ich nur fünf Minuten im Keller war, begrüßt Pia mich, als wenn ich fünf Jahre weg gewesen wäre. Da ist keine Fassade, da ist alles echt.

Was haben Sie noch gelernt?

Unglaubliches Vertrauen. Mein Tier wird nie sagen: „Ich weiß nicht, ob ich mich auf dich verlassen kann.“ Als wir mit Pia das Zertifikat als Therapiehund für Demenzkranke gemacht haben, hat die Trainerin zu uns gesagt: „Dieser Hund würde mit Ihnen auch durch die Hölle gehen.“ Wenn ich Menschen klarmachen will, dass es sich lohnt, auf die Güte und die Liebe Gottes zu vertrauen, dann erzähle ich gerne von meinem Hund.

*Können Sie sich ein Leben ohne Haus-
tier überhaupt noch vorstellen?*

Ja, aber nur, wenn ich nicht mehr die Verantwortung für das Tier übernehmen kann. Pia zum Beispiel muss um zehn, elf Uhr abends noch mal raus. Das heißt: aus dem fünften Stock runter und in den Garten oder auf die Straße. Und wenn sie noch älter ist und nicht mehr laufen kann, werde ich sie vielleicht tragen müssen. Wenn ich das körperlich nicht mehr schaffe, dann könnte es sein, dass ich sage: „Nein, es geht nicht.“

Das wäre traurig, oder?

Ja, auf jeden Fall. Solange es geht, werde ich ein Tier haben. Das steht fest.



Gelebte Nähe: Tiere sind in den Gottes-
diensten von Rainer Maria Schießler immer
willkommen.



Große Freude: Zu den Vie-
cherlmesen in seiner Ge-
meinde begrüßt Rainer Maria
Schießler immer viele Tiere,
darunter die Schildkröte Susi.

ZUR PERSON

Pfarrer Rainer Maria Schießler (65) stammt aus dem Münchner Stadtteil Laim und ist seit über 30 Jahren Pfarrer in St. Maximilian im Glockenbachviertel. In seinen zahlreichen Büchern versucht er, Menschen durch persönliche und lebensnahe Gedanken aus dem Glauben heraus Kraft zu schenken. Zuletzt erschienen von ihm „Liebe – notwendiger denn je!“, „Hoffnung – gerade jetzt!“ und „Engel auf vier Pfoten“.





Foto: image/Kyodo News

Voller Trauer: Menschen legen in Kiew nach Russlands Attacken Blumen nieder.

Russlands Angriffe treffen Kloster in Kiew

KIEW Bei den massiven russischen Luftangriffen auf die Ukraine am Pfingstwochenende ist auch das Dominikanerkloster in Kiew beschädigt worden. Eine Rakete habe ein Nachbargebäude getroffen, teilte der Prior des Klosters, Petro Balog, mit. „Fast all unsere Fenster und Türen wurden zerstört, insgesamt mehr als 40.“ Manchmal habe es den Eindruck, dass in Russland „Wilde und nicht Menschen“ regierten, so Balog mit Blick auf die jüngsten Angriffe.

Laut dem Leiter der ukrainischen Dominikaner-Provinz, Jaroslaw Krawiec, gab es auch Schäden an den Klosterzellen der Ordensleute, der Kapelle und Räumen des Thomas-von-Aquin-Instituts in Kiew.

Papst Leo XIV. zeigte sich besorgt über die neuesten Eskalationen in der Ukraine. In seiner Generalaudienz auf dem Petersplatz sagte er: „Ich möchte allen meine Solidarität aussprechen, die unter den jüngsten Angriffen leiden, die auch gegen Zivilisten gerichtet waren. Wo Raketen und Drohnen einschlagen, zerbrechen auch Hoffnungen, werden Häuser und Gebetsstätten zerstört und unschuldige Leben ausgelöscht.“ (kna)

Lob für Aufarbeitung von Missbrauch

FREIBURG Deutschland ist bei der Aufarbeitung und Prävention von sexualisierter Gewalt nach Einschätzung des Aktivisten Matthias Katsch im internationalen Vergleich weit vorangekommen. „Kaum ein anderes Land hat Betroffene so systematisch einbezogen“, schreibt der Sprecher der Betroffeneninitiative „Eckiger Tisch“ in der Zeitschrift Herder Korrespondenz.

Gemeinsam mit Betroffenen und anderen Experten sei eine tragfähige institutionelle Architektur entstanden. Katsch nannte das Amt des Unabhängigen Bundesbeauftragten, Betroffenenbeirat und Aufarbeitungskommission. Die Fortschritte im Kampf gegen Missbrauch seien entscheidend dem Mut und Engagement der Betroffenen zu verdanken, argumentierte der Eckige-Tisch-Sprecher: „Sie sorgen bis heute dafür, dass das Thema nicht wieder verschwindet. Darauf kann Deutschland mit Recht ein Stück weit stolz sein – ohne selbstzufrieden zu werden.“ Es sei nun an der Zeit, das deutsche Modell international stärker sichtbar zu machen, forderte Katsch. (kna)



Foto: kna/Harald Oppitz

Voller Stolz: Matthias Katsch sagt, die Missbrauchs-betroffenen hätten viel erreicht.



Foto: kna/Harald Oppitz

Voller Engagement: Mitarbeiterinnen einer Suppenküche in Bonn

Soziales Engagement soll nicht wegbrechen

BERLIN Wer sich engagiert, muss nach Worten der Caritas-Konferenzen des Landes (CKD) mit einer verlässlichen Finanzierung dieses Einsatzes rechnen können. „Wir erleben gerade, wie bewährte Programme gestrichen werden und Engagementstrukturen wegbrechen. Das ist nicht der Moment für Kürzungen, das ist der Moment für Investitionen“, sagte Bundesgeschäftsführerin Susanne Schattschneider.

Bundesweit engagieren sich mehr als 40 000 Menschen in der CKD in Krankenhäusern, Suppenküchen, Kleiderläden, Besuchsdiensten und Nachbarschaftsprojekten. „Sie tun das freiwillig, verlässlich und oft dort, wo sonst niemand ist“, hieß es. Um dauerhaft dort zu arbeiten, brauche es „stabile Strukturen, klare rechtliche Rahmenbedingungen und eine Politik, die Ehrenamt nicht verwaltet, sondern ermöglicht und einbezieht“. Das Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement, zu dem die CKD gehören, forderte ein bundesweites Engagementförderungsgesetz und „mehrjährige Förderzeiträume anstelle kurzfristiger Projektlogiken“. (kna)

ENZYKLIKA „MAGNIFICA HUMANITAS“

Ran an die Baustellen!

An Pfingsten hat Papst Leo XIV. seine Enzyklika „Magnifica humanitas“ veröffentlicht. Es geht darin um die Menschheit als Ganzes.

„Die Zivilisation der Liebe entsteht nicht aus einer einzigen, spektakulären Geste, sondern aus der Summe kleiner und beharrlicher Akte der Treue, die als Bollwerk gegen die Entmenschlichung dienen“ (*Magnifica humanitas*/MH Nr. 213). Papst Leo will es nicht als spektakuläre Geste verstanden wissen, wenn er jetzt mit seiner ersten Enzyklika hervorgetreten ist. Er kommt auf leisen Sohlen daher. Er weiß: Papst, Kirche und Christentum sind mit Blick auf die ganze Menschheit nur eine Stimme unter vielen.

DAS „WIR“ DER GANZEN MENSCHHEIT

Die erste große Sozialenzyklika von Leo XIII. war 1891 an die Bischöfe der ganzen Welt gerichtet. Johannes XXIII. hat sich 1963 erstmals an „alle Menschen guten Willens“ gewandt. Leo XIV. lässt nun eine Anrede, die ihn als Verfasser einem Adressatenkreis gegenüberstellen würde, überhaupt weg. Er spricht von Anfang an von einem „wir“ – dem „wir“ der ganzen Menschheit, aufgerufen in den Titelworten: „Magnifica humanitas“, „großartige Menschheit“. Der Bezug auf die ganze Menschheit gibt der Enzyklika Profil und Größe.

„Architektur des Sichtbaren“ (171) ist ein Schlagwort, das haften bleiben wird. Die neuen Technologien, zumal die künstliche Intelligenz (KI), gestalten eine „Architektur des Sichtbaren“, die anderes – Einzelne, Schwächere – unsichtbar werden lässt. In diese Wunde legt die Enzyklika den Finger. Sie will die berücksichtigt sehen, die im Schatten des Fortschritts stehen.

Und die Stimme des Papstes in „Magnifica humanitas“? Nach dem positiven ersten Eindruck nach seiner Wahl wartete man ab, wie Leo XIV. sich profilieren würde. 2025 waren noch die vielen Termine des Heiligen Jahres abzuarbeiten. Aber so ging es 2026 weiter: täglich eine Fülle an Begegnungen, gute Worte für alle möglichen Besucher, aber keine richtungsweisende Positionierung, kein „agenda setting“. Scheinbar. Denn



Papst Leo XIV. bei der Vorführung eines Roboters auf dem Petersplatz

das ist die Agenda: „Daher lade ich als ein Glaubender unter Glaubenden dazu ein ...“ (233). Das ist Leos Stil, der Stil eines „weisen Baumeisters“ (236). Das biblische Bild vom unheilvollen Turmbau von Babel mit dem positiven Gegenbild vom Wiederaufbau Jerusalems unter Nehemia und dem Hoffnungsbild vom himmli-

schen Jerusalem bildet den roten Faden der Enzyklika.

Wozu lädt er ein? Raus aus der falschen Alternative: für oder gegen den Fortschritt, für oder gegen KI, „zwischen Begeisterung und Angst“ gegenüber der Zukunft (129). Vielmehr gilt es mitzubauen: ran an die „Baustellen der Geschichte“ – „Forschungslabore, Technologieunternehmen, Schulen, Medien, Institutionen, lokale Gemeinschaften“ (241)! Und zwar so, dass die Menschlichkeit („humanitas“ bedeutet gleichermaßen Menschheit und Menschlichkeit) nicht verschwindet. Die „großartige und verwundete“ Menschheit darf „weder ersetzt noch überwunden werden“ (126). Alle KI – so die Absage an Trans- und Posthumanismus – imitiert und simuliert nur. Wahre Menschlichkeit, menschliche, leibgebundene Weisheit, ist unersetzlich.

ZIVILISATION DER LIEBE

Die Einladung, selbst wirksam zu werden auf allen Ebenen, „von der Familie über die Regierungen der Staaten bis hin zu den Beziehungen zwischen diesen“ (185), ist hoch motivierend. „Dieser Baustelle der Hoffnung geben wir den Namen ‚Zivilisation der Liebe‘“ (185). Leos Antrittsenzyklika ist eine Sozialenzyklika auf der Höhe der Zeit. Sie ist in der Fülle ihrer Themen, in der Komplexität der Behandlung und im Stil, wie sie angeboten werden, sehr wohl eine spektakuläre Geste, ein echtes Bollwerk gegen Entmenschlichung. Wir – hier: „wir Katholiken“, in aller Bescheidenheit darf das auch mal vorkommen – können froh sein über unseren Papst.

// FRANZ JOSEPH BAUR, STIFTSPROST UND LEITER DER STADTKIRCHE LANDSHUT



Foto: privat

Mut zur Menschlichkeit

Papst Leo warnt in seiner Enzyklika *Magnifica humanitas* vor den Gefahren künstlicher Intelligenz. Er fordert kluge Regeln, um die Macht der Tech-Konzerne zu begrenzen. Damit KI hilft, statt zu schaden.

Von Ludwig Ring-Eifel

Nach langer Geheimhaltung war es am Pfingstmontag endlich so weit: Die erste Sozialenzyklika von Leo XIV. wurde vorgestellt. Anders als bei früheren Enzykliken fand die Präsentation nicht bei einer Pressekonferenz statt, sondern in der Synodenaula des Vatikans. Viele Kurienmitarbeiter waren anwesend, ebenso ausländische Diplomaten – und auch Medienvertreter.

Mit der Zeremonie unterstrich der Papst den hohen Anspruch seines Schreibens, den auch der Titel deutlich macht: Ihm geht es um nichts weniger als die Zukunft der Menschheit. „*Magnifica humanitas*“ – die

von Gott geschaffene „großartige Menschheit“, sie will der Papst verteidigen.

Der erste Papst aus den USA, zugleich auch der erste im Digitalen beheimatete, hat sich eine Menge vorgenommen. Er schreibt an gegen die Nutzbarmachung von Daten, die er als neue Formen von Menschenhandel und Kolonialismus deutet. Er beklagt die Aufhetzung verfeindeter Lager durch Algorithmen, er wettet gegen Cybermobbing und Pornografisierung.

Dann nimmt er die Utopien jener Technologie-Propheten aufs Korn, die den Menschen mit seinen leiblichen und geistigen Begrenztheiten überwinden und ihn durch posthumane Mischwesen mit künstlicher Intelligenz und Robotik ersetzen wollen. Er scheut sich nicht, die Macht multinationaler Konzerne anzuprangern, in deren Händen sich Plattformen und Netzwerke, Patente und Algorithmen konzentrieren. „Was wir brauchen, ist eine Politik, die präsenter ist, die in der Lage ist, dort zu bremsen, wo alles immer schneller wird, und die Räume zu schützen, in denen Gemeinschaften noch mitwirken und Fragen stellen können“, betont der Papst. Es sei „im Zeitalter von KI und Robotik nicht mehr möglich, sich allein auf die ‚unsichtbare Hand‘ des Marktes zu verlassen. Die Politik hat die Aufgabe, die

wirtschaftlich-technologischen Dynamiken auf das Gemeinwohl auszurichten und menschenwürdige Arbeit, soziale Inklusion sowie eine gerechte Verteilung der Vorteile der Innovation zu fördern.“

Strenge Kontrollen sind wichtig

Leo denkt in seiner Enzyklika konstruktiv. Er schreibt: „Wenn man zur Vorsicht, zu strengen Kontrollen und manchmal auch zu einer Verlangsamung bei der Einführung der KI aufruft, bedeutet das nicht, gegen den Fortschritt zu sein, sondern eine verantwortungsvolle Sorge um die Menschheitsfamilie zu zeigen.“ Und weiter: „Es reicht nicht aus, sich allgemein auf die Ethik zu berufen: Es bedarf angemessener rechtlicher Rahmenbedingungen, unabhängiger Aufsicht, Aufklärung der Nutzer und einer Politik, die sich nicht ihrer Aufgabe entzieht. Andernfalls wird der Wandel nur von technokratischen Logiken bestimmt und als notwendig und unvermeidlich dargestellt, was letztendlich dazu führt, dass Regeln durchgesetzt werden, die von denjenigen diktiert werden, die über Daten, Infrastruktur und Rechenkapazitäten verfügen.“

Leo agiert mit dem fast altmodisch wirkenden Rüstzeug der katholischen Sozial-



Klare Haltung: Papst Leo unterzeichnet seine Enzyklika.



Foto: Lola Gomez/Vatican Pool/Kna

Kluge Worte: Leos Enzyklika zeigt, wie wertvoll die katholische Soziallehre auch heute ist.

KOMMENTAR

Auf in die Zukunft



Papst Leo erweist sich mit seiner ersten Enzyklika mal wieder als globale moralische Autorität, die kluge Lösungswege für drängende Probleme aufzeigt. Seine Worte werden weltweit beachtet – ähnlich wie kürzlich, als er den US-Präsidenten Donald Trump scharf attackiert hat nach dessen Drohung, im Iran eine ganze Zivilisation auszulöschen.

Beim Thema künstliche Intelligenz, der rasantesten Entwicklung in der Geschichte der Menschheit, ist Leo auf der Höhe der Zeit. Er will nicht zurück in die Vergangenheit, sondern blickt in die Zukunft. Er argumentiert nicht wie ein miesepetriger Technikfeind, der hofft, dass das Internet bald wieder verschwindet. Sondern er versucht, eine potenziell gefährliche Erfindung in gute Bahnen zu lenken.

Mit seiner Enzyklika bietet der Papst die Orientierung, die viele Menschen so dringend brauchen. Er wirkt auch deshalb glaubwürdig, weil er sich mit Experten wie Christopher Olah, dem Mitgründer des kalifornischen KI-Unternehmens Anthropic, berät. Dieser Austausch auf Augenhöhe führt dazu, dass er sich nicht in theoretischen Abhandlungen verliert, sondern praktisch wird.

Wären die Kernsätze aus der Enzyklika nicht mal ein Thema für den nächsten Abend im Bibelkreis oder Pfarrgemeinderat? Könnte es hilfreich sein, mit einem KI-Experten aus der Region darüber zu diskutieren? Die Auswirkungen künstlicher Intelligenz betreffen uns schließlich schon jetzt alle, und sie nehmen von Monat zu Monat zu. Da wäre es doch gut, wenn möglichst viele Gläubige sich an das Thema herantrauen, mitdenken und mitreden.

// ANDREAS LESCH
CHEF VOM DIENST ZENTRALREDAKTION



Foto: Vatican Media/Romano Siciliani/kna

lehre. Mit Begriffen, die auf mittelalterliche Theologen und die Auseinandersetzung der Päpste mit der Industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts zurückgehen. Dazu gehören Ideen wie die unverhandelbare Würde des Menschen, das Allgemeinwohl, die universale Bestimmung der Güter, Solidarität und Gerechtigkeit.

Einige davon bewähren sich in dem gut 100 Seiten langen Schreiben erstaunlich gut, wenn Leo Chancen und Gefahren des digitalen Zeitalters analysiert. Nicht immer überzeugend sind die daraus abgeleiteten Rezepte, etwa wenn er fordert, die Nutzung von Daten und Technologien einer öffentlichen Kontrolle zu unterwerfen. An anderen Stellen plädiert Leo schlicht dafür, „menschlich zu bleiben“ und der Digitalisierung und Virtualisierung essenzielle Akte wie eine Tischgemeinschaft entgegenzusetzen.

Auch das politische Hauptanliegen des Papstes – Friede und Dialog unter den Nationen – nimmt in der Enzyklika breiten Raum ein. Klarsichtig analysiert er die riskanten Folgen des Einsatzes Künstlicher Intelligenz im Krieg. Dass Entscheidungen zum Töten an KI delegiert werden, hält er für unmoralisch – und setzt sich für Verbote ein. Ob diese Forderung realistisch ist, scheint dabei ebenso zweitrangig zu sein wie bei seinen

Vorschlägen zur gesellschaftlichen Kontrolle digitaler Macht. Dem Papst geht es darum, die Stimme der Kirche in einer Zeit zu erheben, in der viele resigniert haben, weil ihnen der Epochenwandel als unaufhaltsame Flut erscheint, die sie hinnehmen müssen, ohne sie gestalten zu können.

Die Kirche muss politisch sein

Am Beispiel der Sklaverei erläutert er: Auch wenn fast die ganze Menschheit – und damals auch die Kirche – dieses Unrecht lange für Recht hielt, heißt das nicht, dass es Recht war. Ähnliches macht er auch jetzt geltend: Die Kirche habe die Pflicht, vor gefährlichen Entwicklungen durch verfehlte Anwendung von Technologien zu warnen, wenn diese zu „Entmenschlichung“ führen.

Unlängst hatte US-Vizepräsident JD Vance dem Papst die Berechtigung streitig machen wollen, sich zu politischen Fragen zu äußern – und ihm eine Zuständigkeit ausschließlich für religiöse Fragen zuweisen wollen. Dass die Kirche nicht nur das Recht hat, sondern von ihrem Wesen her gar nicht anders kann, als auch in den politischen und gesellschaftlichen Raum hineinzusprechen und hineinzuwirken, untermauert Leo mit seiner Enzyklika. ●

Die Erinnerung darf nicht sterben

Der mutige **Widerstand gegen die Politik der Nationalsozialisten** brachte den Landwirt Franz-Josef Nieberle ins Konzentrationslager. Seine **Enkelkinder berichten vor Schülerinnen und Schülern** aus Denkendorf über die Geschichte ihres Großvaters und wollen beweisen: Die Würde des Menschen ist unantastbar.

Sie sind fast zum festen Bestandteil jeder Gedenkrede geworden, das Bedauern und die Sorge angesichts der Tatsache, dass die Zeitzeugen des Holocaust, die überlebenden Opfer des „Tausendjährigen Reiches“ nach und nach hochbetagt sterben. Mit ihnen geht authentisches, verbürgtes Wissen, verschwindet erlebtes, erlittenes Schicksal aus unsrer Wahrnehmung und zugleich die Chance, daraus zu lernen. Wie wird sich unser persönliches Gedächtnis und unser gemeinsames Gedenken verändern, wird es weniger, wird es verstummen. Stirbt die Erinnerung?

Drei, die nicht vergessen wollen und können, die die Erinnerung an Unerhörtes

wachhalten und weitergeben, sind Katharina Nieberle-Göpfert, Walburga Bauer-Strobel und Franz-Josef Hirschbeck. Sie besuchen Schulen und erzählen jungen Menschen, was ihr Großvater im „Dritten Reich“ erleiden musste.

FAHRT NACH DACHAU

Vor wenigen Wochen waren sie in der Mittelschule Denkendorf. Eingeladen von Religionslehrerin Agnes Breitenhuber, die mit der achten und neunten Klasse in Zusammenarbeit mit der Schulsozialarbeit das fächerübergreifende Thema „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ behandelt hat. Über die reine Wissensvermittlung hinaus waren

die Schülerinnen und Schüler aufgefordert, sich mit Plakaten, Bildern und selbstgedrehten Filmen mit den unterschiedlichen Aspekten des Themas auseinanderzusetzen. Die Beschäftigung mit Nationalsozialismus und Holocaust war ein Teil des Projekts. Der Besuch der Nieberle-Nachfahren als Vorbereitung auf eine abschließende Fahrt der Jugendlichen zur KZ-Gedenkstätte Dachau sollte die Tragweite dieses dunklen Kapitels der jüngeren deutschen Geschichte deutlich machen.

POLITISCH ENGAGIERTER CHRIST

Franz-Josef Nieberle wird 1883 geboren. Der Bub – eines von sechs Kindern – zeigt früh einen ausgeprägten Gerechtigkeits-sinn, er will Jura studieren und Anwalt werden. Der Tod des Vaters macht die Pläne zunichte. Mit 14 Jahren übernimmt Franz-Josef Verantwortung auf dem elterlichen Hof in Weigersdorf im Landkreis Eichstätt, er wird Landwirt. Der überzeugte katholische Christ engagiert sich im Bauernverband, betätigt sich politisch, wird Bürgermeister und ist früh und sehr deutlich Gegner der Nationalsozialisten, die in der



Foto: p.de/Michael Heberling

Schülerinnen und Schüler der Mittelschule Denkendorf und ihre Lehrerinnen Agnes Breitenhuber (3. v. l.) und Anna Bittl (l.), mit selbstgestalteten Plakaten zum Thema „Widerstand“.



Foto: pde/Michael Heberling

Die Enkelkinder des KZ-Häftlings Franz-Josef Nieberle (v. l. n. r.): Franz-Josef Hirschbeck, Katharina Nieberle-Göpfert und Walburga Bauer-Strobel.

Wirtschaftskrise der Nachkriegszeit großen Zuspruch in der Bevölkerung finden. Er opponiert in Wahlversammlungen der NSDAP, widersteht Werbungsversuchen der neuen Bewegung, verliert nach der Machtergreifung Hitlers sein Bürgermeisteramt.

Nieberle wird gemieden, ausgegrenzt und beschimpft. Man beschmiert sein Scheunentor mit Hassbotschaften und Propaganda. Im Mai 1933 umzingeln 400 SA-Männer seinen Hof, bedrohen ihn und seine Familie. Die Bäuerin erleidet einen Herzanfall, Nieberle kann flüchten. In den folgenden Monaten muss er mehrfach Gefängnisaufenthalte, angeblich Schutzhaft, über sich ergehen lassen, schließlich wird er 1935 als politischer Gefangener ins Konzentrationslager Dachau verbracht, wo er gefoltert wird. Nur durch die Hilfe von Mithäftlingen übersteht er die Torturen. Nach mehreren Wochen lässt man ihn frei, er kehrt zurück auf seinen Hof, erholt sich aber von all dem nicht wieder. 1948 stirbt er.

LEIDENSCHAFTLICHE APPELLE

Die Geschichte des Franz-Josef Nieberle haben seine drei Enkelkinder erstmals im Februar 2024 bei einer großen Kundgebung für Demokratie auf dem Eichstätter Marktplatz erzählt. Seitdem werden sie für Vorträge angefragt. Schon 2018 hatte eine Geschichts-AG der Realschule Weichs im Landkreis Dachau einen Beitrag über Nieberle für das Gedächtnisbuch der KZ-Gedenkstätte (siehe Kasten rechts) erarbeitet und feierlich übergeben.

Katharina Nieberle-Göpfert, Walburga Bauer-Strobel und Franz-Josef Hirschbeck haben all das, worüber sie in Schulen berichten, nicht miterleben müssen. Sie wissen allein vom Hörensagen und doch spürt man, wie sehr ihnen all das, was ihren Vorfahren widerfuhr, geradezu physisch präsent zu sein scheint. Als Nachfahren der Zeugen appellieren sie mit Leidenschaft und sie berühren. Die Erinnerung lebt.

// MICHAEL HEBERLING

GEDÄCHTNISBUCH



Foto: privat

Ein Familienfoto der Nieberles im Dachauer Gedächtnisbuch

Das Gedächtnisbuch ist eine stetig wachsende Sammlung von Biographien ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau. Die Verfasser sind ehrenamtliche Projektteilnehmer: Anhand von Informationen aus verschiedenen Quellen, Literatur über historische Ereignisse und Erinnerungen von Überlebenden oder Angehörigen fügen sie ein Puzzleteil zum anderen. So rekonstruieren sie die Lebensgeschichte und verleihen ihr durch individuelle Gestaltung einen ganz eigenen Ausdruck.

Diese Biographiearbeit fördert einen vielschichtigen Lernprozess, der historisches Wissen, methodische Fähigkeiten und emotionales Verstehen, Empathie und Einfühlungsvermögen umfasst. Das Gedächtnisbuch ist ein historisch fundiertes Erinnerungsprojekt, das die Zerbrechlichkeit demokratischer Werte vor Augen führt und politisches Bewusstsein fördert.

Die Evangelische Versöhnungskirche in der KZ-Gedenkstätte Dachau stellt die Gedächtnisblätter dauerhaft aus. Ein digitaler Lesetisch ermöglicht die Ansicht und Lektüre. Jedes Jahr werden am 22. März die neuen Beiträge öffentlich vorgestellt und in das Gedächtnisbuch aufgenommen. (hebe)

Weitere Info: Sabine Gerhardus (Projektleiterin), Dachauer Forum e. V., Ludwig-Ganghofer-Str. 4, 85221 Dachau, Tel. 08131/99 68 80, Fax 99 68 810, E-Mail: info@gedaechtnisbuch.org, Homepage: www.gedaechtnisbuch.org

„AfD-Wähler bleiben meine Mitmenschen“

Frank Richter spricht gern mit Leuten, die anders denken als er. Vor der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt bietet er Gesprächsabende zu strittigen Themen an. Er ist überzeugt, damit etwas bewegen zu können – bei jedem, der sich darauf einlässt.

Interview von Kerstin Ostendorf

Vor der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt bieten Sie Gesprächsabende an mit dem Titel „Warum ich so gerne mit AfD-Wählern spreche“. Warum?

Ich rede grundsätzlich gerne mit Menschen, auch mit AfD-Wählern. Mit Vorliebe rede ich mit Menschen, von denen ich vermute, dass sie anders denken als ich.

Woher kommt dieses Interesse?

Es kommt aus mir. Ich habe als Kind gerne Schach gespielt. Was braucht man dafür? Konzentration, die Einhaltung von Regeln, eine eigene Strategie, Respekt vor dem Gegner und die Fähigkeit, sich in dessen Gedankenwelt hineinzubegeben. Und selbst wenn ich das Spiel verloren habe, hat es mir immer Freude gemacht.

Warum ist Ihnen der Dialog mit Andersdenkenden so wichtig?

Der Dialog ist essenziell für unsere Demokratie. Demokratie heißt die Integration aller. AfD-Wähler bleiben meine Mitmenschen und Mitbürger und sie bleiben Grundrechtsträger. Selbst wenn sie sich ihrerseits aus der demokratischen Ordnung verabschieden, können wir sie unsererseits nicht abschieben. Sonst würden wir – ich meine die überzeugten Demokraten – die eigenen Standards aufgeben.

Aber es gibt ja Menschen, die genau das wollen: die Demokratie aushöhlen.

Ja, ich bin nicht naiv. Die Intelligenz und die Kunst der politischen Debatte fangen doch aber gerade dort erst an, wo wir uns denen stel-



Sucht das Gespräch auch auf der Straße:
Frank Richter in Görlitz



len. Wenn wir uns immer nur in den eigenen argumentativen Heimen und Blasen bewegen, weichen wir der demokratischen Anstrengung aus. Die braucht es aber. Demokratie ist anstrengend – und zugleich wertvoll und friedensstiftend.

Was motiviert Sie, wenn Dialoge mal sehr anstrengend werden?

Ich liebe dieses Land, ich liebe Menschen und mein eigenes Leben. Leben heißt, sich zu bewegen – auch im Kopf. Ich glaube an die Menschwerdung Gottes. Er hat sich in Jesus ganz und gar eingelassen auf unsere Welt. Als Christ muss ich meine eigene Menschwerdung vorantreiben, und das heißt, eintauchen in die sich verändernde Welt.

Was heißt das konkret?

Vieles, unter anderem Folgendes: In jedem Idioten gibt es auch was Gutes. Das glaube ich; daran muss ich anknüpfen. Ich kämpfe gegen demokratiefeindliche Ideen, nicht gegen Menschen. Das eine vom anderen zu trennen, ist schwer. Aber wir müssen unterscheiden.

Zu Ihren Gesprächsabenden kommen viele unterschiedliche Menschen mit verschiedenen Haltungen zusammen, um

zu diskutieren und sich auszutauschen. Welchen Ton haben diese Abende?

Der wichtigste Ton ist der des Hörens. Ein ganz stiller Ton. Wer Gespräche nicht simulieren, sondern wirklich führen will, der muss persönlich und glaubwürdig hören wollen. Das muss man üben und ausstrahlen: Ich will nicht mich reden hören, ich will dich hören und verstehen.

Und was ist, wenn die andere Seite nicht hören will?

Extremismusforscher sagen, dass maximal vier bis fünf Prozent der Menschen absolut nicht hören wollen oder können. Die Allermeisten sind grundsätzlich bereit und fähig, sich mit anderen zu verständigen.

Wie ist das bei Ihren Gesprächsabenden?

Es kommen sowohl die einen als auch die anderen.

Wie gehen Sie mit denen um, die nicht mehr gesprächsbereit sind?

Es ist durchaus schon vorgekommen, dass ich ein Gespräch abgebrochen oder eine Person des Raumes verwiesen habe. Auch das ist Kommunikation. Auch das ist eine Botschaft: Ich muss mir nicht jede Unverschämtheit gefallen lassen. Außerdem bin ich als Moderator Anwalt des Publikums. Es gibt Menschen, die reißen das Wort an sich und wissen genau, wie sie Veranstaltungen stören und zerstören können. Dann muss ich einschreiten. Eine andere Grenze ist das Strafrecht.

Wie meinen Sie das?

Die Meinungsfreiheit in Deutschland ist gigantisch groß. Aber sie ist nicht unbegrenzt. Wenn ich als Moderator oder Veranstalter den Eindruck habe, dass das Strafrecht verletzt wird, etwa durch Aussagen, die den Holocaust leugnen, dann bin ich verpflichtet, einzuschreiten – und den Vorfall gegebenenfalls juristisch prüfen zu lassen. Das kommt selten vor – aber das gab es schon.

Was lernen Sie aus solchen Abenden?

Ich fühle mich bereichert, wenn es gelungen ist, Menschen in den Austausch zu bringen, wenn ich für mich selber neue Gedankenwelten entdeckt habe und andere in die kognitive Krise getrieben habe. Wenn es mir also gelingt, deren Gedankenwelt zu erschüttern. Das klingt hart, aber nur so funktioniert Verständigung.

Können Sie in den Köpfen etwas bewegen?

Davon bin ich überzeugt – und kommunikationstheoretisch ist das wohl auch so. Wenn am Ende alle nach Hause gehen, nehmen sie das Gehörte mit. Kein Gespräch ist je beendet, es geht im Kopf weiter. Ich bin mir sicher, dass diese Bemühungen sinnvoll sind. ●

ZUR PERSON

Frank Richter (66) ist Theologe, laizierter Priester und Politiker. Von 2009 bis 2016 war er Direktor der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung.

BRIEF AUS ...

Das gelbe Rad aus Holz



Verlässt man die Millionenstadt Cartagena auf der Autobahn 90A Richtung Norden, verschwindet schon nach einer halben Stunde der Empfang des größten kolumbianischen Netzanbieters. Die Küstenstraße wird schmaler, der Verkehr geringer, gelegentlich tauchen vergessen wirkende Fischerdörfer auf – so auch Arroyo de las Canoas, der „Bach der Kanus“.

Rund 70 Familien leben hier in einfachen Häusern. Sie besitzen nicht viel: vielleicht einen Kühlschrank, einen Fernseher oder ein einfaches Motorrad. Fließendes Wasser und Kanalisation gibt es nicht. Der einsame Strand liegt nur wenige Minuten entfernt, und in der Regenzeit umschließt sattes Grün den Ort. Die kleine Dorfschule hat nur fünf sehr überschaubare Klassen, deren Kinder noch mit einer Umarmung von ihren Lehrerinnen begrüßt werden. Hin und

wiedergibt es eine Fiesta, ansonsten geht es ruhig zu in Arroyo de las Canoas.

Mein Lieblingsobjekt befindet sich in der kleinen Dorfkirche.

Jedes Jahr zum Patronatsfest wird sie innen wie außen neu gestrichen. Sonntags sind es die Kinder, die hier mit ihren Trommeln und Rasseln den Gottesdienst begleiten. Es gibt eine alte Glocke, ein paar Holzbänke, einen schlichten Altar und dahinter das knallgelbe Steuerrad aus Holz, dessen Zentrum von den Gläubigen zum Tabernakel umfunktioniert wurde. Ich finde es wunderbar: Christus als Steuermann der Gemeinde!

» Wunderbar:
Christus als
Steuermann.«

// ULRIKE PURRER
THEOLOGIN UND LAIENMISSIONARIN
IN KOLUMBIEN

Kardinal Reinhard Marx zelebrierte am 13. März 2022 in der Münchner Pfarrkirche St. Paul einen „queer-Gottesdienst“. Damit setzte er anlässlich des 20-jährigen Bestehens dieses Gottesdienstformats in der Erzdiözese ein Zeichen dafür, dass auch nicht-heterosexuelle Menschen am Tisch des Herrn willkommen sind.



Foto: Ertl

Katholisch und homosexuell – wie gehen wir damit um?

Kirche und Homosexualität, das ist nach wie vor ein „heißes Eisen“. Wir haben elf Personen aus dem kirchlichen Umfeld gefragt, ob sie sich zu diesem Thema äußern wollen – mit einem inhaltlich freien Beitrag ihrer Wahl. **Drei Männer und drei Frauen haben uns zugesagt** und aufgeschrieben, was sie persönlich bewegt.

Eine biblische Perspektive

Gleichgeschlechtlicher Sex ist nach der Lehre der katholischen Kirche Sünde; schon die Heilige Schrift sehe das so, heißt es. Doch steht das wirklich in den Texten? Die klassische Stelle ist im Buch Levitikus das Gebot „Du sollst nicht bei einem Mann liegen, wie man bei einer Frau liegt“ (Lev 18,22). Wer ist mit diesem „du“ gemeint? Frauen werden es kaum sein – das hätte merkwürdige Konsequenzen. Also nur Männer? Sicher, doch die biblischen Gebote haben immer einen ganz speziellen Adressaten: den freien israelitischen Mann, der einer Familie und einem Haushalt vorsteht. Das heißt: Mit „du“ angesprochen ist der verheiratete Familienvater, mit einer oder mehreren Frauen, mit Kindern, Knechten und Sklaven, Vieh und Land. An ihn richten sich die Gebote des Alten Testaments. Und er soll dafür sorgen, dass sie in seinem ganzen Haus gelten.

Was aber geht gleichgeschlechtlicher Sex ein Familienoberhaupt an? Das wird nur deutlich, wenn man sich das ganze Kapitel 18 im Buch Levitikus anschaut: Alle Gebote drehen sich hier um die Mitglieder eines Haushalts – sie sollen vom Haushaltsvorstand nicht sexuell bedrängt werden: seine Töchter, die Mutter, die Schwiegermutter, die Mägde ... Und Vers 22 fordert nun auch, nicht bei einem Mann zu liegen.

Leider bringen uns hier viele deutsche Übersetzungen der Bibel auf eine falsche Spur. Im Original steht nämlich nicht „bei einem Mann“ – da steht: „Du sollst nicht bei einem *Männlichen* liegen.“ Wer sind die „Männlichen“ im Haushalt? Es sind die jungen Söhne des Familienvaters sowie seine Knechte und Sklaven. Es geht hier also um sexuelle Übergriffe gegenüber Min-

derjährigen und Abhängigen im Haus. So etwas soll es nicht geben – weder an Frauen und Mädchen noch an Jungen und anderen „Männlichen“. Der Patriarch soll seine Macht im Haus nicht ausnutzen.

Genau gesehen gibt dieses Kapitel also allen, die zusammen in einem Haushalt leben, ein Recht auf sexuelle Unversehrtheit. Eine Perle der Humanität im alten Israel. In den Nachbarvölkern wurden Minderjährige, Kriegsgefangene und andere Abhängige nicht geschützt. Im biblischen Recht aber geht es nicht um das Geschlecht der Missbrauchten, sondern um die Abscheulichkeit sexueller Gewalt.

Der Apostel Paulus verurteilte später allen gleichgeschlechtlichen Sex und alle Begierde. Er tat das aber nicht so sehr mit Blick auf die Bibel, sondern mit Blick auf seine Zeit: die Zeit der römischen Besatzung. Die Römer kannten beim Sex keinen Schutz von Minderjährigen; römische Soldaten durften zur Herrschaftssicherung hemmungslos Männer und Frauen vergewaltigen. *Dagegen* wandte sich Paulus mit flammenden Worten: gegen die Pervertierung des Sexes in der Römerzeit.

Es wäre schön, wenn wir das in der Kirche wiederentdecken könnten: dass das Problem bei sexuellen Beziehungen die Gewalt ist, nicht das Geschlecht der Beteiligten. Gegen liebevollen sexuellen Umgang miteinander gibt es keine biblischen Gebote.

// NORBERT RECK,
THEOLOGE UND BUCHAUTOR



Foto: privat



Norbert Recks Buch „Kein anderes Ufer. Die Erfindung der Homosexualität und ihre Folgen“ ist erhältlich in der Buchhandlung Michaelsbund unter Telefon 089/23225-420 oder im Internet unter www.michaelsbund.de

Die bedingungslose Liebe Gottes

Auf der Fahrt zu einem kirchlichen Freizeitwochenende sitze ich im Bus neben einer jungen Frau. Langsam kommt ein Gespräch in Gang, in dem wir uns über Verschiedenes unterhalten. Dann sagt sie: „Ich habe deine Ohrringe gesehen und wollte mal mit dir reden.“ Sie erzählt mir von sich, dass sie vor Kurzem gemerkt habe, dass sie Frauen viel toller als Männer finde. Dass ihre Eltern zwar versuchen, sie so zu akzeptieren, wie sie sei, aber dass sie sie darum gebeten hätten, sonst niemandem davon zu erzählen, weil sie Angst hätten. Dass sie sich frage, wie sie damit umgehen solle und was eigentlich Gott dazu sage, weil sie gehört habe, dass die Kirche queere Menschen verurteile.

Es trifft mich als Seelsorgerin, wenn Menschen die Erfahrung machen, dass die wunderbare Botschaft der bedingungslosen Liebe Gottes zu allen Menschen in ihrem Geschaffensein gegen sie verwendet wird, um sie zu verurteilen oder auszuschließen. Meine Herzohrringe in Regenbogenfarben führen oft zu solchen Gesprächen. Mit jungen Menschen, die verunsichert sind, wie sie mit sich, ihrer Umgebung und auch ihrem Glauben umgehen sollen. Die sich die Frage stellen, ob es einen Platz für sie in ihrer Kirche gibt.

Meine Aufgabe sehe ich unter anderem darin, zuzuhören, einen Raum zu bieten, in dem sich Menschen sicher fühlen dürfen und die Gewissheit haben können, dass sie nicht verurteilt werden. Ins Gespräch zu kommen und Klarheit zu schaffen, was denn nun eigentlich in der Bibel steht und was nicht. Selbst noch zu lernen.

Seit zweieinhalb Jahren veranstalte ich in meiner Aufgabe als Queerseelsorgerin mit evangelischen Kolleg:innen zusammen regelmäßig einen QueerStammtisch für junge Erwachsene, wo solche Themen Platz haben. Zu dem wir auch Gäst:innen einladen, die aus ihrem Leben und von ihren Erfahrungen berichten,

wie zum Beispiel eine*n queere*n Stadtpolitiker*in aus München oder die Tochter einer Regenbogenfamilie.

Im Kontext der Hochschuleseelsorge werde ich oft mit den gängigen Vorurteilen gegenüber der katholischen Kirche konfrontiert, weil Studierende herausfinden wollen, was für ein Mensch ihnen gegenübersteht. Dabei entstehen oft interessante und tiefe Gespräche, und nicht selten führt der Umstand, dass es ein Netzwerk von Queerseelsorgenden gibt, zu Erstaunen. Ebenso sorgt die Tatsache für Verwunderung, dass ich als katholische Seelsorgerin Gott genderspezifisch oder ganz bewusst weiblich anspreche, weil JHWH im Alten Testament kein Geschlecht hat. Mir ist bewusst, dass ich damit Menschen auch vor den Kopf stoße. Doch für mich ist es wichtig, deutlich zu machen, dass es mehr als die männliche Anrede Gottes gibt.

An Ostern hatte ich dabei ein Erlebnis, dass mich zutiefst berührt hat und das nicht das einzige dieser Art war. Eine über siebzigjährige Frau lag mir weinend in den Armen und bedankte sich dafür, dass ich Gott beim Segen als „Lebendige“ angesprochen habe. Weil sie diese Gottesansprache berührt hat und weil sie gemerkt hat, dass sie in ihrem Einsatz für mehr Vielfalt in den Gottesbildern nicht allein ist.

// FRANZISKA WOLFF, PASTORALREFERENTIN, QUEERSEELSORGERIN UND HOCHSCHULSEELSORGERIN IN MÜNCHEN

Anmerkung der Redaktion: Wir verwenden üblicherweise keine künstlichen Genderformen, haben sie in diesem Fall jedoch als bewusste Ausdrucksform der Autorin im Rahmen ihrer Tätigkeit als Queerseelsorgerin stehen lassen.



Foto: Bela Raba

Widernatürliche Unzucht

Zu den weniger bekannten Facetten des katholischen Glaubenslebens gehört die Tatsache, dass praktisch alle Monate des Jahres einem bestimmten Geheimnis gewidmet sind. Am bekanntesten ist der Monat

Mai als Marienmonat. Doch hat auch der Monat Juni eine solche Zueignung: Er ist dem Heiligsten Herzen Jesu gewidmet, dem Zeichen der vollkommenen Liebe, der Opferbereitschaft Christi – denn „eine größere Liebe hat niemand als diese, dass er sein Leben für seine Freunde hingibt“ (Joh 15,13). Doch liegt die Vollkommenheit des Opfers Christi am Kreuz in Seinem Gehorsam gegen den Vater und Seiner Demut, wie die Herz-Jesu-Litanei sagt: „Herz Jesu, bis zum

Tode gehorsam geworden – erbarme dich unser!“ und schließt: „Jesus, sanft und demütig von Herzen – bilde unser Herz nach deinem Herzen!“ Man könnte sagen: Herz-Jesu-Monat ist Demutsmonat, *Humility Month*.

Dem steht diametral entgegen, was der Satan, der Fürst dieser Welt, mit dem Juni veranstaltet. Aller Gehorsam gegen die Gebote Gottes fliegt beim Fenster hinaus, indem man selbige weginterpretiert und auf eine Gefühls Liebe reduziert. Doch sagt der Herr: „Wer Meine Gebote hat, und sie hält, der ist es, der Mich liebt“ (Joh 14,21). Die homophile Partei erfrecht sich hierbei, den Aposteln die verbindliche Interpretation des Alten Testaments abzusprechen – im Judasbrief (Vers 7) wird mehr als deutlich, dass Sodom, Gomorrha und die umliegenden Städte wegen abnormer sexueller



Foto privat

Sünden zerstört wurden, weil sie sich nämlich „in Unzucht erschöpften und unnatürlicher Wollust nachgingen“. „Sich in Unzucht erschöpfen“ heißt für einen Apostel (der Levitikus natürlich kannte) sicher nicht „die Gastfreundschaft verletzen“, genauso wenig wie der heilige Paulus im ersten Kapitel des Römerbriefes von Prostituierten spricht. Das Verletzen der Gastfreundschaft kommt noch als zweites Verbrechen der Sodomiter dazu, ist aber bewusst an zweiter Stelle genannt, zumal im griechischen und lateinischen Text mit einem Wortspiel, das die Widernatur auch impliziert: dass sie nach *sarkos heteras* beziehungsweise *carnes alienas* trachteten, also nach „fremdem Fleisch“. „Fremd“ bedeutet in beiden Sprachen sowohl „von auswärts“ als auch „seltsam, verquer“.

Doch damit nicht genug, ist man auf seine Laster auch noch stolz, als wären sie eine Tugend, feiert sie ungeniert vor aller Welt. Man muss sich also umso mehr fragen, wieso Leute innerhalb der katholischen Kirche verbleiben, wenn sie ihre Lehre so oder so nicht

annehmen wollen. Muss man die Heiligen (unumkehrbar Tugendvorbilder) extra zitieren – Basilius, Bonaventura, Bernhardinus, Pius V. –, die die entsprechende apostolische Lehre zu allen Zeiten bezeugen?

Zum Schluss wollen wir den vielleicht größten Kämpfer gegen die widernatürliche Unzucht, den heiligen Petrus Damiani zu Wort kommen lassen, der in seinem *Liber Gomorrhianus* unter anderem über die Sodomie schreibt: „Wer immer sich (...) mit dieser unaussprechlichen Schändlichkeit angesteckt hat, wisse: Wenn er sich nicht durch eine fruchtbare Buße gereinigt hat, wird er niemals die Gnade Gottes besitzen, wird er niemals des Leibes und Blutes Christi würdig sein, wird er niemals über die Schwelle des himmlischen Vaterlandes schreiten. Denn das sagt der heilige Johannes überdeutlich, wenn er bei der Rede über die himmlische Herrlichkeit zusetzt: „Kein Unreiner noch Gräueltäter wird in sie eingehen.““

// ANNA PFEIFER, MITGLIED DER GRUPPE MARIA 1.0

Vom Schweigen zur Offenheit



Foto: privat

Als Pfarrer arbeite ich mit drei Bürgermeistern zusammen. Einer von ihnen ist schwul und mit einem Mann verheiratet. Vor 20 Jahren wäre das im traditionellen Oberland, noch dazu im Tegernseer Tal, kaum vorstellbar gewesen. Wir sind gleich alt. Er erzählt mir von seinen Erfahrungen. Aus seiner Veranlagung hat er nie ein Geheimnis gemacht, auch nicht in der Schule. Das war damals mutig. Er musste viel aushalten. Doch er ließ sich nicht klein kriegen.

Wenn ich an meine eigene Jugend zurückdenke, erinnere ich mich daran, dass Homosexualität etwas war, worüber man als Selbst-Betroffener eher nicht sprach. Im kirchlichen Kontext war das ähnlich. Im Religionsunterricht, bei Jugendveranstaltungen oder später im Priesterseminar wurde mehr oder weniger geschwiegen. Lehrer, Spiritual und Patres sprachen aber uns Schülern beziehungsweise Seminaristen gegenüber über das Thema und machten uns die Realität des Lebens deutlich. Das habe ich in guter Erinnerung.

Ich erinnere mich an einen Abend im Priesterseminar, als der Regens die damals neuen Regeln zu homosexuellen Priesterkandidaten erklärte. Im Kern ging es darum, dass Schwule nicht Priester werden dürfen. Danach herrschte angespannte Stille. Jeder ging wortlos seiner Wege. Ich glaube, viele haben damals beschlossen, dieses Thema niemals mit Verantwortlichen zu besprechen.

Später lebte ich einige Jahre im Münchner Glockenbachviertel, zunächst als Student, später als Jugendpfarrer und Geistlicher Leiter der Katholischen jungen Gemeinde. Dort habe ich eine offene Atmosphäre erlebt und einen natürlichen Zugang zum Thema gefunden.

Als ich Pfarrer auf dem Land wurde, sagte Kardinal Marx zu mir: „Gerade auf dem Land haben homosexuelle Menschen es oft schwer.“ Das habe ich ernst genommen. Nicht durch Aktionen, sondern durch Gespräche, Begegnungen und bewusstes Zugehen. Nach meiner Einschätzung haben viele homosexuelle Menschen nicht deshalb Probleme, weil sie homosexuell sind, sondern weil Kirche und Gesellschaft ihnen Probleme gemacht haben.

Besonders bewegt hat mich die Begegnung mit zwei Frauen, die ihr Kind taufen lassen wollten. Sie lebten einige Kilometer entfernt und hatten Angst, in ihrer Heimatpfarre zurückgewiesen zu werden. Mit großer Freude habe ich die Taufe gefeiert. Ich bin mir sicher, dass die beiden gute Mütter für ihr Kind sind.

Heute versuchen wir im Seelsorge-Team, Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen so zu begleiten, dass sie spüren: Ihr seid willkommen. Gerne auch mit dem Partner oder der Partnerin an der Seite. Papst Franziskus hat immer wieder betont, dass Seelsorge bedeutet, alle Menschen auf ihrem Weg zu Gott zu begleiten.

Wenn ich heute auf die Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte schaue, dann sehe ich vieles, was besser geworden ist. Menschen wie der Bürgermeister können offen zu ihrer Homosexualität stehen, ohne dass dadurch ihre Würde oder ihre Leistungen infrage gestellt werden. Die Atmosphäre ist offener geworden. Das empfinde ich als etwas Gutes. Im kirchlichen Kontext gibt es trotz aller Fortschritte noch Aufholbedarf.

// STEFAN FISCHBACHER,
PFARRER DER PFARRVERBÄNDE GMUND-BAD WIESSEE
UND WAAKIRCHEN-SCHAFTLACH

Zwei junge Frauen bilden mit ihren Händen ein Herz – dürfen sie auch in der Kirche zu ihrer Liebe stehen?



Foto: IMAGO/imagebroker

Eine Frage der Gerechtigkeit



Foto: privat

Und schon wieder wird das Thema hochgekocht. Ohne Rücksichten missbraucht für den fatalen Kampf um die Wahrheit in der Kirche. Mir scheint, dass es zwei Aspekte sind, die kühl betrachtet werden sollten: Welche Fakten liegen zugrunde? Welche Emotionen spielen eine Rolle?

Zu den Fakten: Teilweise wird ohne weitere Wahrnehmung des heutigen Standes der Humanwissenschaften gerne darauf verwiesen, dass schon im Ersten wie auch später im Zweiten Testament Homosexualität verurteilt würde. Das stimmt so nicht!

Die Erkenntnis, was Homosexualität wirklich ist, entwickelte sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts; der Begriff selbst ist eine Wortschöpfung aus dem Jahr 1869. Die Menschen in biblischer Zeit kannten keine „Homosexualität“ so, wie wir sie heute verstehen, als vieldimensionales Phänomen und integrierten Bestandteil einer Persönlichkeit. Für sie war es nichts Besonderes, dass jeder homo- wie heterosexuelle Praktiken ausüben konnte.

Die Menschen bewegte damals nicht die Frage nach dem „So-Sein“ und daraus resultierenden Rechten des Individuums, sondern vor allem die nach einem stabilen Gemeinwesen trotz Fremdherrschaft, also wie sie als kleine Glaubensgemeinschaft überleben und dafür die dringend benötigte Nachkommenschaft sicherstellen konnten. Als grundsätzliche Verurteilung von Sex mit Gleichgeschlechtlichen kann das nicht verstanden werden. Es ging ja nicht um eine personale Liebesbe-

ziehung, sondern unter anderem um den Herrschaftsanspruch des Patriarchen. Nach einer möglichen Interpretation durfte er diesen nicht im Sex mit Gleichgestellten (weil Sex mit Sklaven oder Knaben grundsätzlich kein Problem war!) befriedigen, oder er hatte, nach einer anderen Interpretation, von den Angehörigen des eigenen Haushaltes die Finger zu lassen.

In anderen Erzählungen des Ersten Testaments werden dann homosexuelle Handlungen verurteilt, weil sie gezielt zur Demütigung, etwa im Krieg, eingesetzt wurden. Bei Paulus ist es komplizierter, weil bei ihm schon eine zunehmende Entwicklung zur Leibfeindlichkeit zu erkennen ist, aber dann eindeutig, wenn wir sein oberstes Prinzip der Gleichheit aller Menschen aus Gal 3,28 betrachten, unter dem in mehreren Briefen angedeuteten absoluten Vorrang der Liebe. Voraussetzung wäre allerdings, dass man sich damit auseinandersetzt, wie die Menschen früher gedacht und empfunden haben und wie sie welche Ziele verfolgt haben, und dass man nicht einzelne Sätze ohne hermeneutische und theologische Fundierung aus dem Zusammenhang reißt.

Heute wissen wir, dass sich das Geschlecht eines Menschen etwa ab der neunten Schwangerschaftswoche höchst komplex zu entwickeln beginnt, bis sich etwa in der Pubertät die konkreten sexuellen Neigungen manifestieren können, in einem komplexen System von biologischen, psychischen und sozialen Wechselwirkungen. Ob „homo“ oder „hetero“: Keines ist eine Krankheit oder Störung, sondern es sind unveränderbare Normvarianten – Homosexualität ist keine „Minus-Variante“. Das bedeutet: Alle Varianten der bei-

den Geschlechter männlich und weiblich gehören zu Gottes guter Schöpfung.

Offenbar dauert es lange, bis wissenschaftliche Erkenntnisse dazu führen, dass bestimmte Phänomene nicht mehr als Argumentationsbasis für das Festhalten an moralisch-ethischen Normen herangezogen werden. Warum nur stoßen sich so viele der etwa 90 Prozent Heterosexuellen an den etwa 10 Prozent Homosexuellen, die nicht mehr in der Tabuzone bleiben wollen? Deren Lebensweise nimmt ihnen nichts weg und stellt sie in keiner Weise infrage. Worin die Gefahr für eine

„normale“ Ehe liegen soll, erschließt sich mir nicht. Dass sich Heterosexuelle die anderen Praktiken für sich selbst nicht vorstellen können: geschenkt. Das geht mir auch so. Aber vielleicht geht es den Homosexuellen andersherum genauso? Und wo liegt emotional dann das Problem? Ist es einfach nur wieder „das Fremde“, das abgelehnt wird? Am Ende aber steht die Frage nach Gerechtigkeit, die wir alle beantworten müssen.

// HILTRUD SCHÖNHEIT, VORSITZENDE DES KATHOLIKENRATES DER REGION MÜNCHEN

„Ich wünsche Ihnen, dass Ihre Liebe gelingt“



Foto: privat

Das Thema beherrscht schon einige Zeit die Öffentlichkeit und hat im Raum der Kirche noch zu keinem Ergebnis geführt, mit dem man zufrieden sein könnte. Bei allen Argumenten kann es weiterführen, wenn man von ganz konkreten Menschen ausgeht, die mir in der Seelsorge begegnet sind.

Es liegt einige Jahre zurück.

Eine junge Frau kam zum Gespräch mit bedrücktem Gesicht und bekannte, dass sie lesbisch ist. Sie hatte dazu eine weite Fahrt auf sich genommen und zeigte, wie wichtig es ihr war. Sie konnte dies in ihrer religiös geprägten Umgebung niemandem sagen und fühlte sich mit ihrem Geheimnis total isoliert und entwertet. Meine Reaktion verlief nicht nach der üblichen Vorstellung von Moral, sondern ich versuchte, mich nach dem zu richten, was der Psychotherapeut Carl Rogers von einem Therapeuten verlangt: bedingungslose Wertschätzung.

Damit ist nicht ein besonderes Gefühl gemeint, sondern dass ich die Frau voll und ganz ernst nehme in ihrem Wunsch, den Reichtum ihrer Liebesfähigkeit zu leben. Nach Rogers ist einführendes Verstehen gefordert und nicht der Versuch, jemanden zu korrigieren. Damit geschieht mit mir als aktiv Zuhörendem etwas. Ich wurde vom Bekenntnis dieser jungen Frau zutiefst betroffen und es ging mir eine neue Sicht der sexuellen Orientierung auf. Mir wurde bewusst, dass Betroffene ein schweres Schicksal haben. Sie fühlen sich nicht wie selbstverständlich dabei, wovon Gleichaltrige erzählen, lachen und scherzen, jedoch bei allem dem Spott, der Ablehnung und der Verachtung ausgeliefert.

Hier ist eine tiefergehende Anfrage an das übliche kirchliche Verständnis von Nächstenliebe angebracht. „Liebe ist nicht Gefühl, sondern Tat“, kann man in Kommentaren lesen. Dafür steht die Tat des barmherzigen Samariters. Er gilt als die Norm der Liebe der Tat, der organisierten, kirchlichen Nächstenliebe, welche den Namen „Caritas“ trägt. Bei allen enormen Leistungen kann sie aber den Verlust des Vertrauens in die Institution Kirche nicht aufheben. Dieses ist nur zu gewinnen auf der Ebene der Beziehung zueinander, inwieweit wir einander ernst nehmen, einander respektieren, inwieweit ein erfülltes Zusammenleben gelingt; inwieweit es zur tätigen Nächstenliebe inspiriert.

Dazu steht die Einladung zu einer religiösen Feier, in welcher zwei Frauen ihre Liebe gesegnet haben wollen. Beide sind in der Altenpflege engagiert und vertreten eine äußerst humane, liebevolle Form, wie man mit dementen Personen umgeht. Sie zeigen, dass die Liebe, in der sie zueinander stehen, wie von selbst Früchte nach außen bringt, gerade wegen ihrer hohen Sensibilität für Gefühle. Es hilft weiter, die Eigentätigkeit der Gefühle und damit der Liebe, auch die der gleichgeschlechtlichen, in den Blick zu nehmen und ihren Wert zu würdigen. Sie steht als oberstes Angebot Gottes über allen menschlichen Gegebenheiten. Sie findet in den Gleichnissen Jesu vom Säen, Wachsen, Ernten ihren Ausdruck. Es ist mehr als berechtigt zu wünschen und zu beten, dass sie gelingt.

// GUIDO KREPPOLD, KAPUZINER-PATER UND DIPLOM-PSYCHOLOGE

Liebe Leserinnen und Leser, welche Erfahrungen haben Sie mit dem Thema „Kirche und Homosexualität“ – oder in einem weiteren Sinne „Kirche und Queerness“ – gemacht? Welcher Aspekt ist in den Beiträgen unserer Autorinnen und Autoren noch nicht zur Sprache gekommen? Schreiben Sie uns gern eine E-Mail an kontakt@michaelsbund.de!

Schaut auf das, was wirklich trägt!

Wir stehen mitten im Gedenkjahr zum 800. Todestag des heiligen Franziskus von Assisi. **Bruder Markus Fuhrmann**, Provinzialminister der Deutschen Franziskaner, erläutert im Gespräch, was er von der Ausstellung des Reliquien des Heiligen hält und was für ihn persönlich die Person des Ordensvaters bedeutet.

Interview: Florian Ertl

Bruder Markus, welche Bedeutung besitzt für Sie so ein Gedenkjahr wie das derzeitige zum 800. Todestag des heiligen Franziskus?

Ein Gedenkjahr ist immer eine Chance, auf die Anfänge zu schauen, und in diesem Fall auch auf das Ursprungs-Charisma unserer franziskanischen Ordensfamilie. Im christlichen Glauben ist Jesus Christus die zentrale Person, und natürlich auch für uns Franziskaner, aber Franz von Assisi ist dann noch einmal so ein zweiter Anlauf in diese Richtung als „zweiter Christus“, wie er auch genannt wurde.

Waren Sie im Frühjahr in Assisi, wo erstmals die Reliquien Ihres Ordensvaters zur Verehrung ausgestellt wurden?

Das war ich nicht. Und ich muss auch zugeben, ich habe mich etwas schwer damit getan. Das sage ich jetzt als jemand, der in Norddeutschland groß geworden ist und eher ein Kind der Diaspora ist und sich mit so etwas wie Reliquien-



ZUR PERSON

Bruder Markus Fuhrmann ist Provinzialminister der Deutschen Franziskaner, der Sitz des Provinzialats befindet sich im Münchner Kloster St. Anna.

verehrung von Haus aus etwas schwertut. Mir ist aber völlig klar, dass dies kulturell abhängig ist und dass es für viele Menschen etwas ganz, ganz Kostbares und Bedeutungsvolles gewesen ist, Franz von Assisi in seinen sterblichen Überresten sehen zu dürfen, wenn auch nur für die paar Bruchteile einer Sekunde. Ja, ich kann das nachvollziehen, meins ist es aber nicht so.

Was hätte Ihrer Meinung nach wohl der heilige Franziskus dazu gesagt?

Ich glaube, er hätte den Kopf geschüttelt und vielleicht auch geschmunzelt. Ohne anmaßend zu erscheinen, ich glaube, Franz hätte gesagt: „Klammert euch nicht an irgendwelche Knochen oder Äußerlichkeiten, sondern lasst euch von der Botschaft des Evangeliums treffen und lebt es selber! Sucht Gott auf der Straße, im Staub, bei den Armen und in der Schöpfung! Und ihr werdet ihn dort finden und dann braucht ihr keine Knochen.“

Wer ist der heilige Franziskus für Sie?

Ein Bruder. Ich sage das aus einer Erfahrung im Noviziat heraus. Es war bei uns ganz lange üblich, in dieser Zeit in kleinen



Vier Wochen lang waren in diesem Frühjahr die zu sehen. Mehr als 370.000 Menschen aus aller

Gemeinschaften mit Brüdern zusammenzuleben, die Arbeiterpriester waren und in die Fabriken gingen. Ich war damals bei Bruder Karl Möhring, der in Bochum bei Opel am Fließband arbeitete. Sechs Wochen habe

ich damals Autositze für den Opel Astra zusammengebaut. Eines Tages besuchte uns eine Journalistin. Sie fragte die Nachbarn in der Obdachlosensiedlung, in der Karl wohnte: „Was für

ein Typ ist denn dieser Möhring?“ Und in der Sprache des Ruhrpotts antworteten ihr die Menschen: „Och jo, der Karl, dat is für uns eigentlich so etwas wie ein Bruder.“ Darüber hat er sich gefreut und mich hat es sehr berührt. „Bruder sein“ oder „Schwester sein“ und geschwisterlich mit den Menschen unterwegs sein – ich denke, genau das ist franziskanisch. Und wenn das gelingt, dann ist das für mich gelungenes Leben.

Was würde der heilige Franz 800 Jahre nach seinem Tod seinen Mitbrü-

»Der heilige Franziskus ist für mich ein Bruder«

IN KÜRZE

Grüns Sicht auf Schulpolitik

MÜNSTER-SCHWARZACH Die Politik kümmert sich nicht ausreichend um die Bildung junger Menschen: Davon ist der Autor und Benediktinermönch Anselm Grün (81, Foto) überzeugt. „Die Gesellschaft ist geprägt durch eine absolute Ökonomisierung. Alles wird nach Geldwert berechnet. Da besteht die Gefahr, dass Schulen von der Wirtschaft instru-

mentalisiert werden“, sagte Grün in einem Interview. Schulen müssten aber Freiräume sein, in denen junge Menschen heranwachsen können. Zur Debatte um Handy-Ver-



Foto: imago/BREUEL-BILD

bote an Schulen für Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren sagte Grün, es brauche gemeinsame Regelungen, um Konkurrenzkämpfe unter den Kindern zu verhindern. „Daher wäre eine gleiche Basis für alle Kinder wichtig, eventuell auch in Form eines Verbots.“ Gerade junge Menschen hätten oft keine innere Ruhe und müssten lernen, Stille auszuhalten, sagte Grün. Das gelte besonders in einer Welt, in der ständig neue Meldungen aufplopten. Es brauche eine innere Freiheit – „gegen den Informations-Terror, gegen die dauernden Vergleiche über die sozialen Medien“. (kna)

Karl fordert Kompromisse

EICHSTÄTT Die Eichstätter Pastoraltheologin Katharina Karl erhofft sich von der geplanten Synodalkonferenz ein Eingehen auf die Evaluationsergebnisse des Synodalen Weges. In einem Internet-Beitrag führte sie aus, eine Evaluation erfülle nur dann ihren Sinn, wenn auch eine Umsetzung ihrer Erkenntnisse geplant und strukturell mitgedacht werde. Ein gemeinsamer Synodaler Weg könne nur gelingen, wenn alle Beteiligten bis zu einem gewissen Grad bereit seien, ihre Ziele „zugunsten des Verbindenden zur Disposition zu stellen und auszuhandeln“. (kna)



Foto: Cristian Gemari/Romano Siciliani/KNA

sterblichen Überreste des heiligen Franziskus in einem Plexiglassarg in der Basilika San Francesco in Assisi. Welt besuchten die ungewöhnliche Schau zum 800. Todestag des Ordensgründers.

der in Deutschland wohl mit auf den Weg geben?

Als solidarischer Bruder und ganz und gar vom Evangelium begeisterter und durchdrungener Mann könnte er vielleicht sagen: „Lebt die Botschaft Jesu Christi! Ihr macht euch, wie ich sehe, so viele Gedanken um Strukturen, Häuser, um das, was ihr habt, und wie man das alles in die Zukunft bringen könnte. Meine Erfahrung war, je weniger wir haben, desto freier sind wir. Ich weiß, das ist für euch alle schwer und ihr seid auch alle recht in die Jahre gekommen, aber schaut dennoch auf das, was wirklich trägt – schaut auf den Glauben!“ ●

Unter dem Titel „LebensKunst. 800 Jahre Franz von Assisi“ findet im Dommuseum Salzburg bis zum 2. November eine große Ausstellung zum Leben des heiligen Franziskus mit Exponaten aus Österreich, Südtirol, Deutschland und der Schweiz statt. Das Besondere: In den Ausstellungsräumen stehen franziskanische Ordensleute den Besucherinnen und Besuchern für Fragen nach ihrem Leben und dem Erbe von Franziskus zur Verfügung. Wir haben die Schau für Sie bereits besucht, der Bericht folgt in der nächsten Ausgabe.



Fotos: Archiv; Deutsche Franziskanerprovinz

Eine berühmte Darstellung des heiligen Franziskus ist dieses Fresko von Cimabue (um 1240–1302) in der Unterkirche der Basilika San Francesco in Assisi.

Wenn der Chatbot berät

Längst sprechen Menschen über **persönliche und berufliche Probleme** mit Sprachmaschinen. **KI verändert zunehmend professionelle Unterstützungsangebote** wie Supervision und Coaching für Seelsorgeteams und Beratungskräfte. Dies wurde bei einer Tagung in Eichstätt deutlich.

Von Geraldo Hoffmann

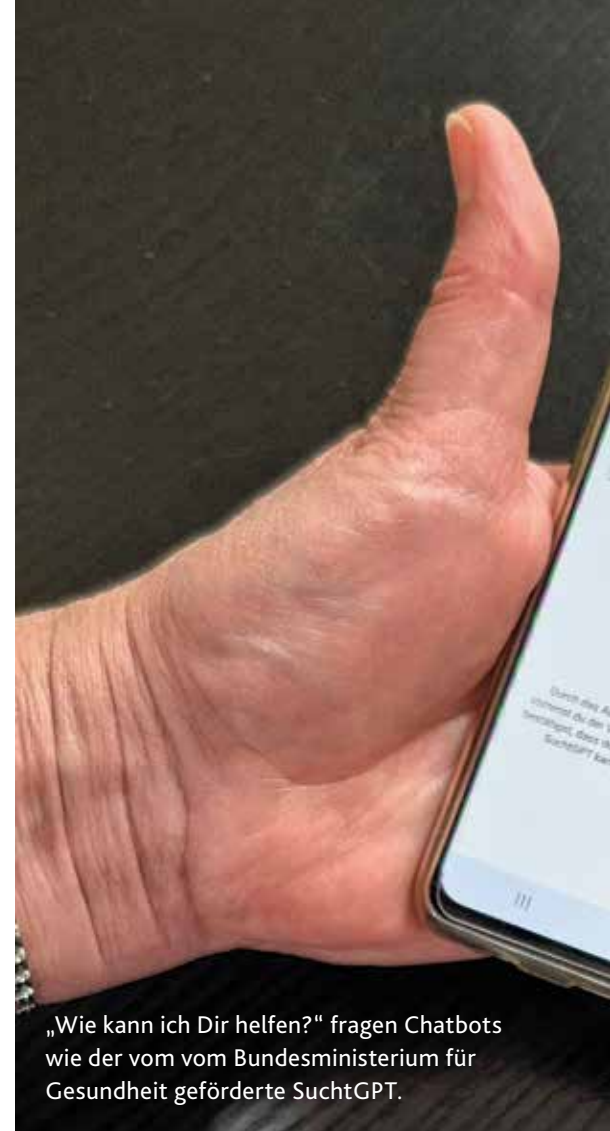
Seelsorgende und Beratende arbeiten in der Kirche an vorderster Front. Sie begleiten Menschen in schwierigen Lebensphasen, Krisen oder Trauersituationen persönlich und bieten Gespräche an. Sie tragen also „Sorge für die Seele“, hören zu, spenden Trost und stehen in Krankenhäusern, Gefängnissen, Gemeinden oder per Telefon zur Verfügung. Sie decken damit einen Kernbereich der Kirche ab. Um die Qualität dieser Arbeit zu sichern und Mitarbeitende in herausfordernden beruflichen Situationen zu unterstützen, bieten die Diözesen Supervision, Coaching und weitere Begleitformate an.

Ob in der pastoralen Ausbildung, der Ehe-, Familien- und Lebensberatung oder in Bereichen wie Krankenhaus-, Notfall- und Telefonseelsorge: Supervisorinnen und Supervisoren unterstützen die dort Tätigen

dabei, ihre berufliche Praxis zu reflektieren und weiterzuentwickeln. Ansprechpartner für dieses breite Feld im Bistum Eichstätt ist Pastoralreferent Andreas Weiß, Referent für Ausbildungsbegleitung sowie der Koordinationsstelle für Unterstützungssysteme. Kürzlich hatte Weiß eine Gruppe von Kolleginnen und Kollegen zu Gast: Die Konferenz der Diözesanverantwortlichen für Supervision in den deutschsprachigen Bistümern (<https://supervisioninderkirche.de/>) tagte im Eichstätter Priesterseminar. Im Mittelpunkt des jährlichen Treffens stand diesmal das Thema „KI und Beratung“. Referentin war Emily Engelhardt (Foto u.), Professorin an der Hochschule München mit dem Schwerpunkt „Digitale Transformation in sozialen Handlungsfeldern und Gesellschaft“. Sie sprach über „Künstliche Intelligenz in Supervision und Coaching: Chancen und Herausforderungen“ sowie über die Fragen: „Was machen wir mit KI?“, „Was macht KI mit uns?“ und „Was bedeutet das für die Beraterische Praxis?“.

Überall drin, längst im Alltag

Anhand verschiedener Beispiele zeigte Engelhardt, dass Chatbots in Beratung und Therapie kein völlig neues Phänomen seien. Sie verwies unter anderem auf den regelbasierten Chatbot „Woebot“, dessen Gesprächsstrukturen auf Ansätzen der kognitiven Ver-



haltenstherapie beruhen. Zudem stellte sie aktuelle Anwendungen wie „guide.me“, „SuchtGPT“, „What2study“ oder den AWO-Chatbot „Marie“ vor.

Ein Schwerpunkt des Vortrags lag auf der Perspektive der Ratsuchenden. Engelhardt stellte fest, dass KI „überall drin“ sei und längst zum Alltag gehöre. Viele Menschen würden KI-Systeme vermenschlichen und „quasi-soziale Beziehungen“ zu ihnen aufbauen. Besonders bemerkenswert sei, dass „nicht die Fachpraxis KI einführt“, sondern dass „die Adressatinnen und Adressaten sie längst eingeführt“ hätten: „Menschen nutzen KI, weil sie verfügbar ist, nicht weil sie besser berät.“ Entscheidend seien dabei Fragen wie: „Hilft es mir gerade?“, „Verstehe ich mich danach besser?“ oder „Fühle ich mich weniger allein?“.

Im Hinblick auf die Beratungspraxis beschrieb Engelhardt unterschiedliche Rollen von KI: als Werkzeug zur Erstellung und Analyse von Materialien, als „Co-Berater“ im Beratungsprozess oder sogar als Teil des Klientensystems. Zugleich benannte sie klare „No-Go’s“, darunter die Eingabe vertraulicher personenbezogener Daten in kommerzielle KI-Systeme sowie unkritisches Vertrauen in KI-generierte Inhalte.



VORTRAG ZU KI

Wie ein neuer Gott?

NÜRNBERG Mit der KI hat der Mensch eine Instanz geschaffen, die scheinbar allwissend ist, Probleme löst und immer verfügbar ist. Sie übernimmt, was einst der Religion vorbehalten war: Sinnstiftung, Orientierung. Ist künstliche Intelligenz also der neue Gott des digitalen Zeitalters? Kann KI im dritten Jahrtausend nicht nur Menschen ersetzen, sondern am Ende auch Gott? Brisante Fragen, denen die österreichische Philosophin Theologin und Autorin Claudia Paganini, Professorin für Medienwissen-

schaften und Philosophie (Foto), im evangelischen Tagungshaus „eckstein“ nachging.



Foto: Ulrike Pilz-Dertwinkel

Zu allen Zeiten hätten Menschen an Götter geglaubt, machte die Referentin deutlich. Einen Grund, warum ihnen der Glaube auch heute noch so wichtig ist, sah sie in der Überforderung durch die Probleme und Krisen der Welt, in dem menschlichen Bedürfnis, Orientierung zu suchen und zu finden. Dazu komme die Sehnsucht nach einer Beziehung, sich gesehen, angenommen und geliebt fühlen zu dürfen. Die Gottesbilder im Lauf der Zeit seien auf diese Grundbedürfnisse ausgerichtet gewesen, in Anlehnung an den jeweiligen Zeitgeist.

In einer zunehmend säkularisierten und digitalen Gesellschaft, in einer Welt der ständigen Verfügbarkeit und sofortigen Wunscherfüllung entstehe das Bedürfnis nach einem Gott, der immer verfügbar, wirksam und präsent sei, erklärt die Referentin - eben KI. Ein System, das wie ein „göttliches Auge“ in den verschiedensten Lebensbereichen allgegenwärtig sei.

Wie sie persönlich dazu steht, hatte die Referentin schon eingangs klargestellt: „Ich sage nicht, dass die KI ein Gott ist oder sein soll.“ (pidde/gg)



Foto: Heidi Keller-Schmidt

wort-E-Mail auf Anliegen von Klientinnen und Klienten verfassen. Die gleiche Aufgabe erhielt auch eine KI. Erstaunlicherweise habe der Chatbot nicht nur fachlich kompetente, sondern bereits beim ersten Versuch ausufernde und „richtige“ Antworten geliefert. Und doch wurde Weiß schnell klar, was ihn an dieser eindrucksvollen Vorstellung störte: Professionelle Beraterinnen und Berater würden ihre Klientinnen und Klienten nicht mit einer umfassenden Auflistung noch so sinnvoller Vorschläge überfluten, die aus dem Netz synthetisiert wurden. „Sie nehmen die emotionale Verfassung ihres Gegenübers sensibel wahr, überfordern es nicht und ermitteln durch wiederholtes Nachfragen und Wahrnehmen, wie groß die Ressourcen gerade sind.“ Dadurch bleibe menschliche Beratung passgenau, „einfach, weil wir von Mensch zu Mensch mit viel größerem Wahrnehmungsumfang die Situation und die Atmosphäre einschätzen können“. Dabei spiele auch die nonverbale Kommunikation – Gestik, Mimik und Tonfall – eine entscheidende Rolle.

Diese geschulte Wahrnehmungsfähigkeit werde auch künftig einen entscheidenden Unterschied zwischen menschlicher und KI-gesteuerter Beratung ausmachen, meint Weiß, der unter weissblicksupervision.de einen eigenen Blog betreibt und sich darin auch mit KI in der Beratung auseinandersetzt. In seinem Beitrag „Mein Coach ist ein Algorithmus“ schreibt er: „Folgenden Satz lese ich immer wieder: ‘Eine KI denkt nicht’ und ich will erweitern: sie fühlt auch nicht. Sie nimmt nicht wahr. Sie macht uns nur sehr gut glauben, dass sie das könnte.“ Der Schriftsteller Martin Suter habe einmal einer KI geschrieben: „Du hast kein Herz!“ Die clevere Antwort darauf habe gelautet: „Das ist richtig. Aber ich kann so tun, als ob ...“.

Laut Engelhardt stellen sich neue Anforderungen an die Kompetenzen von Beratungsfachkräften. Benötigt würden unter anderem „technologisches Verständnis“, „kritische Bewertungsfähigkeit“ sowie Kenntnisse in Ethik und Datenschutz. Beratende müssten lernen, KI-Ergebnisse kritisch zu prüfen, KI sinnvoll in Beratungsprozesse zu integrieren und ihre Medienkompetenz entsprechend zu erweitern. Engelhardt fasste ihre Haltung mit den Worten zusammen: „Die Frage ist nicht, ob KI unterstützen kann, sondern ob sich die Beratung hierdurch verbessert.“ Offen bleibe unter anderem, ob KI Fachkräfte unterstütze oder deren Denken vorstrukturiere und ob KI Beziehungen fördere oder lediglich einen „Beziehungseffekt“ erzeuge.

„KI hat kein Herz“

Andreas Weiß hatte sich bereits vor dem Treffen mit seinen Kolleginnen und Kollegen in Eichstätt Gedanken darüber gemacht, was es bedeutet, wenn der „Coach ein Algorithmus“ ist. Bei einer früheren Fortbildung, erzählt er, sollten die Teilnehmenden eine erste Ant-

BUCHTIPP

Emily M. Engelhardt und Stefan Kühne:
„Künstliche Intelligenz in der Beratung. Ein Kompass für die systemische Praxis“, 176 Seiten, 28 Euro.
Erschienen 2025 bei Verlage Vandenhoeck & Ruprecht,
ISBN: 978-3-525-40871-1



Bestattungen "FRIEDE" K. Kienhöfer

Castellstraße 69, 90451 Nürnberg

Ihre Hilfe im Trauerfall

Erd-, Feuer- und Baumbestattungen
Erledigung aller Formalitäten - Überführungen
Trauerfeiern in allen Kirchen nach Ihren Wünschen
Bestattungsvorsorge zu Lebzeiten - Hausbesuche

Jederzeit für Sie erreichbar, auch an Sonn- und Feiertagen:

bestattung-friede@t-online.de **Telefon 0911/ 64 45 64**

seit 1908

Lohse

lohse-gmbh.com

**Altbausanierung
Fassadenrenovierung
Malerarbeiten
Umbauarbeiten
Dacharbeiten
Wärmedämmung**



Lohse GmbH
Horneckerweg 14
90408 Nürnberg

Tel. 0911- 21 77 47-0
Fax 0911- 21 77 47-77
info@lohse-gmbh.com



**ABBRUCH
RÜCKBAU
ENTSORGUNG**





91790 Pfaunfeld
Tel.: 09147 9433-0
www.schutt-karl.de

Fair, sicher und erfahren

**HALT! Was machen Sie denn da?
Fassen Sie mich nicht an!**

Ach Mensch Papa, ich bin
es doch- **dein Sohn!**

Jedes Jahr 300.000 neue Diagnosen.
Spenden und helfen Sie, die Krankheit
zu besiegen.

www.deutsche-demenzhilfe.com



**Deutsche
Demenzhilfe**
DZNE-Stiftung für Gehirn und Gesundheit

Neue Ziele durch qualifizierte Weiterbildung

- **Meistervorbereitungskurs
Teil III/IV**
Vollzeit,
14.09.2026 bis 13.11.2026
- **Meistervorbereitungskurs
Teil III/IV**
Teilzeit,
15.09.2026 bis 27.02.2027
- **Ausbildereignungsprüfung
(AdA)**
Vollzeit,
23.11.2026 bis 04.12.2026
- **Betriebswirt (HwO)**
Teilzeit,
14.09.2027 bis 09.12.2028
- **Künstliche Intelligenz im
beruflichen Alltag nutzen –
Einsteigerkurs**
Abendkurs,
08.06.2026 bis 11.06.2026
- **Künstliche Intelligenz im
beruflichen Alltag nutzen –
Fortgeschrittene**
Abendkurs,
22.06.2026 bis 25.06.2026

* Eine Online-Teilnahme ist nach Absprache möglich.

Bildungszentrum Ingolstadt
Brückenkopf 3+5, 85051 Ingolstadt, Telefon 0841 9652-0 |
EDV, SPS, Meister Telefon 0841 9652-130 (Marlena Bäumel)
BdH, Kfm.FW, Telefon 0841 9652-122 (Simone Unland) |
Abgasunters. 0841 9652-123 (Mehtap Yaman) |
marlena.baeumel@hwk-muenchen.de,
www.hwk-muenchen.de/Ingolstadt



Bildungszentrum Ingolstadt

Informationen finden Sie unter
www.hwk-muenchen.de



**Handwerkskammer
für München und
Oberbayern**



ALZHEIMER NIMMT

**JEDEN TAG EIN STÜCK
ERINNERUNG.**

Helfen Sie diese Krankheit zu
besiegen:
alzheimer-forschung.de/erinnerung



**Alzheimer Forschung
Initiative e.V.**

© Foto: Stefan Kranefeld
© NABU/Peter Wernicke

UNSERE ADLER BRAUCHEN HILFE

**Helfen Sie mit
einer Patenschaft!**

**Infos zum
Adlerschutz:**

NABU · Patenschaften
Charitéstr. 3 · 10117 Berlin
www.NABU.de/adler
Paten@NABU.de



Früh fördern lohnt sich

Die **heilpädagogische Tagesstätte** im Caritas-Zentrum St. Vinzenz feierte ihr **50-jähriges Bestehen** mit einem bunten Fest. Manche Kinder erleben dort wahre „Entwicklungs-Sprints“.

INGOLSTADT Der siebenjährige Jimmy hat ein schweres Sprachproblem. Er geht in die Heilpädagogische Tagesstätte für Kinder mit seelischer Beeinträchtigung (HPT S) des Caritas-Zentrums St. Vinzenz in Ingolstadt, wo er gute Entwicklungsschritte macht. Nun war er eines von rund 50 Kindern, die gemeinsam mit etwa 80 Erwachsenen das 50-jährige Bestehen der Einrichtung feierten. Neben den Tänzerinnen, Tänzern und Musikern des Ingolstädter Kunstzentrums Besondere Menschen unterhielten auch zwei Klinikclowns aus München die große Runde. Es gab eine Ausstellung mit Bildern die die Kinder gemalt haben und mit Fotos aus dem Einrichtungsalltag.

Die Leiterin der Tagesstätte, Walburga Schloderer, stellte die Einrichtung vor: Im Lauf der Jahre seien rund 1.200 Kinder begleitet worden, etwa 100 Fachkräfte hätten an der HPT S gewirkt, teils über viele Jahre. Schloderer erwähnte die multiprofessionelle Zusammenarbeit „über heilpädagogische Förderung, psychologische Begleitung, interdisziplinäre Fachdienste, Ergotherapie, Logopädie“. Sie verschwieg auch nicht die schwierigen Momente, „wenn Plätze nicht ausreichen, Kinder nicht aufgenommen werden können, obwohl der Bedarf vorhanden ist.“ Entscheidend aber



seien die persönlichen Erfolgsgeschichten, die „Entwicklungs-Sprints“, die manche hinlegten. So sei ein Mädchen, das als Kind die Einrichtung besuchte, später als Praktikantin wiedergekommen, mit dem Ziel, einmal selbst im pädagogischen Bereich zu arbeiten. Frühe Förderung könne Bildungsbiographien nachhaltig beeinflussen, sei ein Gamechanger, versicherte die Tagesstätten-Leiterin und war sich dabei einig mit dem Gesamtleiter von St. Vinzenz, Heinz Liebhart. (vb/gg)

Das Kunstzentrum
Besondere Menschen
begeisterte mit Musik
und Tänzen

„Pflege darf keine Armutsfalle werden“

Geplante höhere **Hürden für Pflegegrade und hohe Eigenanteile** bei der Finanzierung von Heimplätzen bereiten der Katholischen Arbeitnehmerbewegung im Bistum Eichstätt Sorgen

EICHSTÄTT Zur derzeit im Bundestag laufenden Debatte zur Reform der Pflegeversicherung hat die Katholische Arbeitnehmerbewegung (KAB) der Diözese Eichstätt eine Erklärung abgegeben. Mit Sorge, heißt es darin, beobachte man die Überlegungen die Hürden für die Pflegegrade zu erhöhen und Leistungszuschläge in Heimen zu begrenzen.

„Für Betroffene und ihre Angehörigen würde das bedeuten: weniger Unterstützung, mehr unbezahlte Pflege in den

Familien und ein höheres Risiko von Überforderung.“

SPAREN AM FRISEUR

Der KAB-Diözesanverband beklagt auch, dass die Pflegekosten, insbesondere die Eigenanteile im Heim, in den vergangenen fünf Jahren stark gestiegen seien. „Der durchschnittliche Eigenanteil im ersten Jahr eines Heimaufenthalts liegt inzwischen bei rund 3.245 Euro pro Monat.“ Besonders alarmierend sei die finanzielle Belastung vieler Betroffener: „Viele Altersren-

ten liegen deutlich unter den durchschnittlichen Pflegeheimkosten. Pflegebedürftige müssen daher oft innerhalb kurzer Zeit ihr Ersparnis aufbrauchen; reicht das nicht aus, sind Angehörige oder das Sozialamt gefragt. Wer auf Hilfe zur Pflege angewiesen ist, dem bleibt für persönliche Ausgaben wie Fußpflege, Friseur oder kleine Wünsche nur ein sehr geringer monatlicher Barbetrag. Kein Wunder also, dass viele Menschen den Umzug in ein Pflegeheim möglichst lange hinauszögern.“

In ihrer Presseerklärung fordert die Eichstätter KAB eine langfristig solidarische Finanzierung der Pflegeversicherung, an der alle Einkommensarten gerecht beteiligt werden, eine spürbare und gesetzlich verbindliche Begrenzung des Eigenanteils, „damit Pflege nicht zur Armutsfalle wird“ sowie eine stärkere Entlastung pflegender Angehöriger, insbesondere durch mehr Entlastungsangebote und eine bessere Vereinbarkeit von Pflege und Beruf. (vb/gg)

KURZ UND BÜNDIG

Rudolf Ackermann †

EICHSTÄTT Im Alter von 90 Jahren verstarb Mitte Mai in Eichstätt der Künstler Rudolf Ackermann. 1936 in Böhmen geboren, lebte Ackermann seit seiner Jugend in der Bischofsstadt. Nach dem Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München war er zunächst Kunsterzieher am Gymnasium und ab 1972 Kunstdozent an der Katholischen Universität. Mit dem Ensemble „Puppen und Musik“, das er gemeinsam mit seiner Frau, der Schauspielerin Uli Ackermann, leitete, schuf er vor allem in den 1980er- und 90er-Jahren auch über Eichstätt hinaus viel beachtete Theaterproduktionen, die mehrfach mit Preisen ausgezeichnet wurden. Bekannt ist Ackermann für sein abstraktes druckgraphisches Werk. Im Auftrag der Kirchen übernahm er mit feinem Gespür für die liturgischen Zusammenhänge die Ausgestaltung zahlreicher Gotteshäuser, nicht nur im Bistum. Eine seiner markantesten raumgestalterischen Arbeiten lässt sich in der 2009 konsekrierten Filialkirche St. Bonifatius in Dietenhofen erleben. (hebe)

Unter dem Rosenregen

URSENSOLLEN Ein stimmungsvolles Erlebnis erwartete die Gottesdienstgemeinde in der Pfarrkirche St. Vitus Ursensollen. Der Pfarrgemeinderat hatte sich dazu entschieden, eine uralte Pfingsttradition wieder aufleben zu lassen: den Rosenblütenregen als Symbol für die Herabkunft des Heiligen Geistes. Durch die kreisrunde Öffnung in der Kirchendecke regneten rund 10.000 Rosenblütenblätter auf die Gläubigen herab. (pf/gg)



Foto: Anni Lehmeier



Foto: Carola Müller

Pfarrsekretärinnen abseits der Büros

EICHSTÄTT Zum Wohlfühlen und Krafttanken nach dem Gesundheitskonzept von Pfarrer Sebastian Kneipp lud der Berufsverband der Pfarrsekretärinnen und -sekretäre (BVPS). Den Auftakt bildete ein Vortrag. Danach ging es in den Garten des Priesterseminars, um verschiedene Kneipptechniken kennenzulernen, und zur städtischen Kneipp-Anlage. Zum Abschluss wurden alle mit Kaffee und Kuchen aus der Küche des Priesterseminars sowie Gesichtsmaske und Zitronenhandbad verwöhnt.

An den Gnadenort

Teilnehmende der **Oberpfälzer Fußwallfahrt nach Altötting** waren drei bis vier Tage lang und bis zu 180 Kilometer unterwegs

ALTÖTTING Mehr als 800 Fußwallfahrerinnen und -wallfahrer aus der westlichen Oberpfalz machten sich in den Tagen nach Christi Himmelfahrt auf den Weg zum Marienheiligtum nach Altötting. Erfreulicherweise hatten die Sanitätsgruppen vom BRK Berching, Postbauer-Heng und Hemau, die die Wallfahrt auch in diesem Jahr wieder begleiteten, relativ wenig zu tun. Gemeinsam zogen die Gruppen aus Beilngries, Günching, Daßwang und Hemau (Bistum Regensburg) über den Kapellplatz in die Basilika St. Anna ein. Beim Einzug spielten zur Freude der Fußwallfahrer Musikanten, die auch an der Wallfahrt teilgenommen hatten. Pfarrer Artur Wechsler aus Berngau, einer der Geistlichen,



Foto: Richard Bögerl

Gottesdienst mit Pfarrer Artur Wechsler

die auch dieses Jahr die Wallfahrt zu Fuß begleiteten, zelebrierte den Festgottesdienst. Ein kleinerer Teil der Fußwallfahrer übernachtete in Altötting und war noch dabei, als Pilgerleiter Richard Bögerl in der Gnadenkapelle das Abschiedsgebet sprach. 34 Teilnehmende traten auch den langen Heimweg zu Fuß an. (vb/gg)



Foto: Philipp Köhner

Die uralte Karte (hier ein Segment) wird mit modernster Technik untersucht.

Wie man die Welt sah

An der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt erforscht man ein einzigartiges Zeugnis der Kartographiegeschichte

EICHSTÄTT Sie ist fast sieben Meter lang und die einzige überlieferte großformatige Weltkarte aus der Antike: die Tabula Peutingeriana. Sie zeigt die damals bekannte Welt und das römische Straßennetz von Iberien bis Indien. Seit Jahren erforscht der Lehrstuhl für Alte Geschichte der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt (KU) dieses außergewöhnliche Dokument. Ein Kooperationsprojekt verspricht nun dank modernster Bildgebungstechnologie einen neuen Blick auf die alte Karte.

Ein Team um Prof. Dr. Michael Rathmann, Philipp Köhner und Adrian Karmann von der KU nutzt die Multispektralanalyse, mit der sich unterschiedliche Materialsichten und Farbreste sichtbar machen lassen sowie Details, die bislang verborgen geblieben waren. Durchgeführt werden die Aufnahmen durch Techniker des „Centre for the Study of Manuscript Cultures“ aus dem Exzellenzcluster „Understanding Written Artefacts“ der Universität Hamburg. Die Österreichische Nationalbibliothek in Wien, wo die Tabula Peutingeriana aufbewahrt wird, stellt das Dokument für die aufwändigen Bildaufnahmen bereit. „Die Zusammenarbeit dieser unterschiedlichen Institutionen ermöglicht uns eine wirklich

innovative Herangehensweise, denn gefordert sind sowohl technologische wie auch konservatorische und historische Expertise“, erklärt Rathmann.

Die Tabula Peutingeriana gilt als einzigartiges Zeugnis nicht nur der Kartographiegeschichte, sondern auch für die Raumwahrnehmung der Antike. Seit 2007 ist sie Teil des UNESCO-Weltdokumentenerbes. Das Wiener Exemplar ist eine um 1200 entstandene Kopie einer ursprünglich hellenistischen Karte, deren letzte Überarbeitung etwa 435 datiert. Schon seit vielen Jahren befassen sich die Eichstätter Historiker intensiv mit der Karte. Zwischen 2017 und 2023 entstand etwa ein umfassender Kommentar in Form einer Online-Datenbank, der die rund 3.800 enthaltenen geographischen Informationen einordnet und deutet.

Besonders interessiert sind Rathmann, Köhner und Karmann an den Wasserflächen. Die moderne Kamertechnik soll Aufschluss geben über das maritime Wissen seinerzeit. Zudem sollen hunderte unsichere Ortsnamen und kartographische Einträge geprüft werden können. Die aktuellen Untersuchungen sind der Ausgangspunkt für zukünftige Projekte.

// UPD/HEBE

– ANZEIGEN –

Empfehlen
Sie uns
weiter!



[inne]halten

Geben Sie bei der Bestellung das Stichwort „**Leser werben Leser**“ an sowie die Adresse des Werbers (Kd.) und der Werber erhält 10,00 € als Dankeschön für die Empfehlung.

Weitere Angebote finden Sie unter **innehalten.de/abo** oder Sie scannen einfach den QR-Code!





Foto: Vatican Media

Minis auf Antrittsbesuch beim Papst

ROM/EICHSTÄTT Ministrantinnen und Ministranten aus dem Bistum Eichstätt durften Papst Leo XIV. aus nächster Nähe erleben und ihm sogar die Hand schütteln. Ministrantenreferentin Kathrin Birk bekam Gelegenheit, dem Papst im Anschluss an die Generalaudienz auf englisch zu berichten, „dass wir mit einer großen Gruppe von 300 Minis und Teamern die Woche in Rom verbringen“. Drei Tage zuvor waren die jungen Leute in sechs Bussen in Eichstätt aufgebrochen. „Eichstätt, ah ja“, habe der Papst erwidert, berichtet Birk, „und er hatte immer ein Lächeln auf den Lippen“. Birks Amtsvorgängerin Sarah Hairbucher, jetzt Fachbereichsleiterin Jugend im Bistum, hatte im März mit dem Leiter der Präfektur des Päpstlichen Hauses sprechen

können und ihn dabei um „besondere Plätze“ für die Eichstätter Minis bei der Generalaudienz gebeten – mit Erfolg: Die Jugendlichen bekamen einen reservierten Bereich mit guter Sicht, vier Personen sollten sogar in der „prima Fila“ Platz nehmen dürfen. Diese „erste Reihe“ ist bei einer Papstaudienz ein für besondere Gäste reservierter Bereich. Neben Birk kamen drei junge Leute, die während der Wallfahrt Geburtstag feiern konnten, in den Genuss der begehrten Karten. Korbinian Kienast (14) aus Kipfenberg, Georg Bergmeister (16) aus Buxheim sowie Teamer David Jahn (18) aus Wettstetten erfuhren erst am Vorabend, welch außergewöhnliche Begegnung ihnen bevorstand. Tags darauf dann nochmals eine Überraschung: Als die vier aus Eichstätt am Treffpunkt ankamen, erfuh-

noch weitere vier Minis mitbringen dürfen“, berichtet Birk. Die kurzfristige Wahl fiel auf Theresa Jürdens (16) aus Nürnberg, Antonia Hofmann (13) aus Daßwang, Bianca Lang (13) aus Thalmässing und Linus Wittmann (13) aus Raitenbuch. Fast vier Stunden verbrachten die acht auf dem international besetzten prima Fila-Bereich. Welche Geduld, Gelassenheit, Vorfreude ihre Schützlinge in ihren langen Ministrantengewändern trotz römischer Frühsommerhitze dabei an den Tag legten, „darauf bin ich wahnsinnig stolz“, meinte Birk anschließend. 260 Minis zwischen 13 und 17 Jahren verbrachten mit 45 ehrenamtlichen Teamern knapp eine Woche in Rom. Sie erkundeten die Stadt und feierten Gottesdienste in großen Basiliken, die Teilnahme an der Generalaudienz war einer der Höhepunkte der Reise. (gg)



Foto: Franziska Staudt



Foto: Franziska Staudt



Foto: Lilly Stebich

Religion der Liebe

Mögen alle Religionen
sich einen
über den Weg der Liebe

Denn Liebe war und ist
der von Gott gewählte Weg
in unsre Herzen
So auch der
von Herz zu Herz

Sie also ist
der göttliche Anteil
Ihr Handeln entspricht
der höchstmöglichen Würde

Mögen doch alle Religionen
sich einen



// TEXT: CHRISTINA BAMBERGER,
WALTING
FOTO: PIXABAY/TRUTHSEEKER08/
PFARRBRIEFSERVICE



„Ein Bild – ein Wort – ein Mensch, der dahintersteht“, finden Sie jede
Woche auf www.bistum-eichstaett.de/geistlicher-impuls

Ein historisches Juwel

Die Funtsch-Orgel in der Wallfahrtskirche auf dem Habsberg erfährt beiläufig eine ausführliche Würdigung

Die kürzlich vorgenommene Einweihung der neuen Orgel in der Amberger Pfarrkirche St. Georg war Anlass für den Förderverein Georgsorgel, zwei ausgewiesene Experten mit der Abfassung einer Festschrift zu beauftragen. Ihre Forschungen in der fast 600-jährigen Orgelgeschichte des Ortes brachten so viel Interessantes zutage, dass daraus ein rund 200-seitiges, mit vielen qualitätvollen Farbphotos ausgestattetes Buch wurde, das Liebhaber wie Kenner historischer Orgeln gleichermaßen begeistern dürfte.



das erste Instrument der Kirche, eine Schwalbennestorgel aus dem Jahr 1425, und die darauf folgenden Instrumente im Barock-Gehäuse der Gebrüder Funtsch von 1767, das bis heute erhalten ist.

Sieben Autorinnen und Autoren liefern Erhellendes über das neue Instrument der Orgelbau-firma Klais,

Ein besonderer Akzent der Festschrift liegt auf einem Seitenblick zur zeitgleich entstandenen „kleinen Schwester“ der Funtsch-Orgel, die sich in der Wallfahrtskirche „Maria, Heil der Kranken“ auf dem Habsberg im Bistum Eichstätt befindet. Sie wird hier auf 30 Seiten erstmals ausführlich gewürdigt.

Der Orgelbauer Hans-Wolfgang Theobald bezeichnet das Instrument, bei dem sich nicht nur das barocke Holz-Gehäuse sondern auch die technische und klangliche Substanz fast unverändert erhalten habe, als „histo-

risches Juwel“. Das zweimanualige Instrument gehöre zu den wichtigsten Denkmal-Organen in Bayern in fast authentischem Zustand und lasse klanglich die große Vielseitigkeit süddeutscher Orgeln spüren.

// MICHAEL HEBERLING

Peter K. Donhauser/Markus Lommer (Hrsg.): *Die Orgel St. Georg zu Amberg. Das neue Instrument und seine Historie*; Pustet Verlag, Regensburg 2026, 192. S., zahlr. farbige Abb., geb., 19,95 Euro, ISBN: 978-3-7917-3673-0

Mehr als medizinische Fakten

Der frühere Leiter des medizinischen Büros im französischen Marienwallfahrtsort Lourdes, **der Arzt Patrick Theillier, hat ein Buch über Heilungen verfasst.** Wir haben mit der Lourdes-Expertin Irmgard Jehle vom Bayerischen Pilgerbüro darüber gesprochen.

Sie sind eine profunde Kennerin des französischen Marienwallfahrtsorts Lourdes und haben Dr. Patrick Theillier, der von 1998 bis 2009 dort das medizinische Büro leitete, persönlich gekannt. Wie hat er auf Sie gewirkt?

Dr. Theillier ist ein tiefgläubiger Mensch und ein profund Mediziner – er kommt ja aus der medizinischen Praxis, er war Hausarzt –, der sehr auf die Menschen zugeht. Ich habe das Gefühl, dass er sich dem Menschen ganzheitlich zuwendet. Er sieht ihn nicht nur als Fall, sondern als Menschen mit seiner Lebens- und vor allem auch seiner Glaubensgeschichte.

In seinem soeben auf Deutsch erschienenen Buch „Lourdes: Gnadenort der Heilungen“ schreibt Theillier: „Lourdes ist ein Ort ständiger prophetischer Heilung.“ Teilen Sie diese Ansicht?

Ich teile diese Ansicht vollkommen. In Lourdes ereignen sich täglich Heilungen. Nicht alle sind spektakulär und man darf sie auch nicht auf die medizinischen Wunderheilungen reduzieren.

Nicht einmal ein Prozent der in Lourdes gemeldeten Heilungen wurden von der katholischen Kirche offiziell als Wunder anerkannt, bisher genau 72. Hierfür müssen strenge Kriterien, unter anderem ein plötzliches Eintreten und ein dauerhaftes Fortbestehen der Heilung, erfüllt werden. Wie beurteilen Sie diese Kriterien?

Die Kirche ist einfach sehr vorsichtig und will sichergehen, dass es sich um Heilungen handelt, die mit wissenschaftlichen Möglichkeiten nicht zu erklären sind. Es gibt ja den Spruch: „Man wird leichter in Rom heiligesprochen als in Lourdes als Wunderheilung anerkannt.“



Foto: © Bayerisches Pilgerbüro gGmbH

ZUR PERSON

Irmgard Jehle ist Geschäftsführerin des Bayerischen Pilgerbüros.

Dr. Theillier hat zahlreiche Heilungen in seinem Buch beschrieben –



Foto: image/Le Pictorium

Zur Erscheinungsgrotte in Lourdes pilgern viele Menschen mit Erkrankungen und Behinderungen.

auch solche, die nicht offiziell als Wunder anerkannt wurden. Was, denken Sie, möchte er damit bewirken?

Jeder, der in Lourdes ist oder der mit Menschen, die geheilt worden sind, in Kontakt kommt, spürt, dass da einfach mehr ist als die rein medizinischen Fakten. Dr. Theillier möchte zeigen, dass es nicht auf diese speziellen Einzelphänomene ankommt, sondern es ist ihm auch wichtig, das Zeugnis aufzuzeigen, das durch diese Menschen gegeben wird.

Sind Sie selbst bei einem Ihrer zahlreichen Aufenthalte in Lourdes einmal Zeugin einer Heilung oder gar eines Heilungswunders geworden?

Im Sinne der 72 offiziell anerkannten Wunder nein, aber ich habe einige Geheilte gekannt und es auch als Heilung erlebt, wenn Menschen erzählen, wie sie durch das Erlebnis in Lourdes anders mit ihrer Lebensgeschichte umgehen. Ich hatte zum Beispiel Kontakt zu einer Frau, die schwer krebserkrankt war und mit ihrem Leben haderte. Sie ist dann mit ihrem Mann nach Lourdes gefahren und hat mir am Ende der Reise gesagt: Ich kann jetzt mit dieser Krankheit leben. Das ist für mich eine seelische Heilung. Und ich habe selbst erlebt, wie Lourdes auch mich verändert: wie sich so manches relativiert und hinterher anders anfühlt.

// INTERVIEW: KARIN HAMMERMAIER

BUCHTIPP

Das Buch „Lourdes: Gnadenort der Heilungen“ von Dr. Patrick Theillier ist erhältlich in der Buchhandlung Michaelsbund unter Telefon 089/23225-420 oder im Internet unter www.michaelsbund.de



„Sucht das Recht“

In einer Zeit, in der der Ton rauer wird, erinnert Jesaja an eine Haltung, die heute neu gefragt ist: Glaube zeigt sich in Respekt, Würde und dem Mut, Brücken zu bauen – mitten im Alltag.

„Lernt, Gutes zu tun! Sucht das Recht!“ Dieses Wort des Propheten Jesaja klingt erstaunlich aktuell. Es stammt aus einer Zeit voller Unsicherheit, Spannungen und gesellschaftlicher Konflikte. Und doch könnte es ebenso gut in unsere Gegenwart gesprochen sein. Viele Menschen erleben heute eine zunehmende Härte im Umgang miteinander. Diskussionen werden schneller aggressiv. Unterschiede werden nicht mehr ausgehalten, sondern zugespitzt. Oft scheint es wichtiger zu sein, Recht zu behalten, als den anderen zu verstehen. Auch der Ton in Politik und Gesellschaft ist rauer geworden. Respekt und Maß gehen vielerorts verloren. Gerade deshalb stellt sich für uns Christinnen und Christen eine wichtige Frage: Wie können wir in einer solchen Zeit unseren Glauben leben?

Der Prophet gibt eine überraschend einfache Antwort: „Lernt, Gutes zu tun. Sucht das Recht.“ Glaube zeigt sich nicht zuerst in großen Worten oder moralischen Urteilen. Er zeigt sich darin, wie wir Menschen begegnen. Ob wir die Würde des anderen achten. Ob wir bereit sind zuzuhören. Ob wir denen beistehen, die übersehen oder ausgegrenzt werden. Die Bibel erinnert uns daran: Die Würde des Menschen hängt nicht von Herkunft, Leistung oder Meinung ab. Jeder Mensch ist Ebenbild Gottes. Daraus erwächst eine Haltung, die dem Evangelium entspricht: Klarheit ohne Härte. Überzeugung ohne Verachtung. Standfestigkeit ohne Angst.

KIRCHE ALS RAUM DES ZUHÖRENS

Vielleicht braucht unsere Zeit gerade solche Menschen: Menschen, die nicht jede Zuspitzung mitmachen. Menschen, die nicht sofort urteilen. Menschen, die Brücken bauen, wo andere Gräben vertiefen. Auch Kirche sollte ein solcher Ort sein. Nicht ein Raum der Ideologien, sondern ein Raum des Zuhörens. Nicht der Ausgrenzung, sondern der Begegnung. Gerade dort, wo Menschen einsam, verletzt oder orientierungslos sind, kann christlicher Glaube konkret werden. Papst Leo XIV. hat kürzlich daran erinnert, dass Macht niemals Selbstzweck sein darf



Foto: image/STEINSEK.CH

und dass Gottes Name nie zur Rechtfertigung von Gewalt missbraucht werden darf. Damit steht er in der langen Tradition der biblischen Propheten: den Menschen immer wieder an Gerechtigkeit, Frieden und Verantwortung zu erinnern.

Vielleicht beginnt diese Haltung auch ganz unscheinbar: in einem geduldigen Gespräch, in einem versöhnten Streit, in einem offenen Ohr für einen einsamen Menschen. Oft sind es gerade die kleinen Gesten des Respekts und der Aufmerksamkeit, die verhindern, dass unsere Welt kälter wird. Christlicher Glaube bewährt sich nicht zuerst in großen Debatten, sondern im Alltag – dort, wo Menschen einander mit Würde begegnen.

Vielleicht beginnt dieser Auftrag viel kleiner, als wir oft denken – in unseren Familien, am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft oder in unseren Pfarrgemeinden. Dort entscheidet sich, ob unser Glaube nur gesprochen oder wirklich gelebt wird.

„Sucht das Recht“ – das bedeutet heute vielleicht vor allem: den Menschen nicht aus dem Blick zu verlieren. Denn christlicher Glaube beginnt dort, wo wir dem anderen seine Würde lassen.

Auch Kirche sollte ein Raum des Zuhörens und der Begegnung sein, findet Pater Alfons Friedrich – gerade dort, wo Menschen einsam, verletzt oder orientierungslos sind wie dieser ältere Herr im Vatikan.



Foto: © Thomas Klingner

ZUR PERSON

Pater Alfons Friedrich SDB leitet den Münchner Pfarrverband Haidhausen.

Die Pflege ist ihre Berufung

Der Zivildienst in einer Einrichtung der Lebenshilfe hat **Rudolf Knopp** in den Orden der **Barmherzigen Brüder** geführt. Seit Januar leitet er die neu gegründete Provinz Europa Mitte und ist damit **zuständig für rund 25 000 Mitarbeitende** in fünf Ländern.

Von Ralf Ruppert

Zwischen Aschaffenburg und Frankfurt am Main liegt der Ort Kahl am Main mit rund 8500 Einwohnern. Am 18. Januar 1958 wurde dort Rudolf Knopp geboren. Er und seine ältere Schwester seien in einem „religiösen und von Werten geprägten“ Elternhaus aufgewachsen, erzählt Knopp. „Ich war Ministrant und auch Mitglied in der Katholischen Jungen Gemeinde.“

Trotz der Nähe zu Frankfurt bezeichnet er das Bistum Würzburg als „mein Heimatbistum“, dem er sich bis heute verbunden fühlt: „Egal wo ich lebe, den zweiten Platz nimmt stets Würzburg ein.“ Er könne sich noch gut an seinen ersten Besuch als etwa Zehnjähriger im Würzburger Dom erinnern: „Mich hat besonders die Holzdecke fasziniert.“

Nach der Schule absolvierte Knopp eine Lehre zum Betriebsmittel-Mechaniker und arbeitete im hessischen Hanau. Aus dem Wunsch heraus, „etwas Sinnvolles“ zu tun, machte er den Zivildienst in den Lebenshilfe-Werkstätten Schmerlenbach. Die Zeit prägte ihn und ließ den Entschluss reifen, ein Ordensleben zu führen. „Rückblickend kann ich sagen, dass der Mensch mit Behin-

derung der Grund für meine Berufung ist“, sagt der 68-Jährige heute.

Weshalb die Barmherzigen Brüder? „Wir sind ein tätiger und kein kontemplativer Orden“, beschreibt Knopp das Selbstverständnis des Ordens, der weltweit in 55 Ländern tätig ist und mehr als 500 Einrichtungen wie Krankenhäuser, Therapiestation für Drogenkranke, Altenbetreuungseinrichtungen, Obdachlosenbetreuung, Hospize und Ein-

richtungen für Menschen mit Behinderung betreibt. Die meisten Ordensmitglieder seien Brüder, Priester seien eine Ausnahme, berichtet Knopp. Deshalb seien die weltweit rund 930 Brüder nicht in der Pfarrseelsorge aktiv, sondern meist in der Pflege oder in der Erziehung.

Rudolf Knopp trat 1979 in den Orden ein. Nach einem zweijährigen Noviziat, zu dem auch die Weiterbildung „Theologie im Fernkurs“ gehörte, machte er eine Ausbildung zum Heilerziehungspfleger. Er arbeitete in Irland und Köln, bevor er 1986 seine Ewige Profess ablegte. „Wir legen Wert auf die Verbindung von Gebet und praktischer Arbeit in einer der Einrichtungen des Ordens“, sagt er.

*»In Gottes großem
,Biotop‘ Kirche lebt
jeder sein eigenes
Charisma.«*

Im Orden hatte Knopp viele Aufgaben, vom Prior in Reichenbach und Regensburg bis zum Generalrat und Generalökonom in Rom. Im Jahr 2022 kehrte er als Provinzial der Bayerischen Ordensprovinz nach Deutschland zurück. Als sich Anfang 2026 mehrere Ordensprovinzen zusammenschlossen, wurde Bruder Rudolf zum ersten Provinzial der neuen Provinz Europa Mitte gewählt. Die Provinz umfasst Deutschland, Österreich, Tschechien, Slowakei und Ungarn. Rund 50 Brüder betreuen in den fünf Ländern 18 Krankenhäuser, sechs Altenheime, zwei Hospize sowie Einrichtungen für rund 4000 Menschen mit Behinderung. Der Orden hat in der neu gegründeten Provinz rund 25 000 Mitarbeitende.

Wegen der engen Zusammenarbeit in den Einrichtungen sind die Barmherzigen Brüder aus Knopps Sicht „ein Stück näher am Alltag der Menschen und mitten in der Gesellschaft“. Die Mitarbeitenden und die versorgten Menschen seien sozusagen die Gemeinde des Ordens. Mit dieser Beschreibung verbindet Knopp keine Wertung gegenüber den monastischen Orden, die in Klausur leben: „Vielmehr lebt in Gottes großem ‚Biotop‘ Kirche jeder sein eigenes Charisma – nicht besser, nicht schlechter, nur anders.“

Neben der Gastfreundschaft sind die zentralen Werte des Ordens Spiritualität, Res-



Der Orden der Barmherzigen Brüder betreibt große Krankenhäuser. Mit dem Personal sucht Provinzial Rudolf Knopp regelmäßig das Gespräch.



Fotos: Ludwig Schiedl

pekt, Verantwortung und Qualität. Warum Qualität? „Gutes tun – und es gut tun“, so umschreibt Knopp diesen Wert. Als Ordensbruder sei es ihm ein Anliegen, die Liebe Gottes zu den Menschen erfahrbar zu machen: „Das gelingt dort am besten, wo Fachlichkeit und Menschlichkeit zusammenkommen: in Herzlichkeit, sozialer Kompetenz, Offenheit und ehrlicher Zuwendung.“ Qualität bedeute für ihn immer auch Ganzheitlichkeit. „Wenn sich jemand bei uns gut aufgehoben, sicher und verstanden fühlt, dann zeigt sich für mich echte Qualität im Sinne des heiligen Johannes von Gott, unseres Ordensgründers.“

Rudolf Knopp spricht neben Deutsch noch Italienisch und Englisch. Amtssprache in der Provinz Europa Mitte sei Deutsch, in der Generalkurie in Rom Italienisch, sagt er: „Den Nächsten in seiner Sprache ernst zu nehmen, ist für uns auch eine Frage des gegenseitigen Respekts.“ Als Provinzial ist Knopp viel unterwegs. Sein Dienstsitz ist aktuell Wien, wo das Provinzialat angesiedelt ist. „Heimat ist für mich der Ort, wo ich geboren wurde, und die Gegend, in der ich aufgewachsen bin“, sagt Knopp – ein Bekenntnis zu seinen unterfränkischen Wurzeln. Allerdings komme er nur ein- bis zweimal im Jahr nach Kahl, um seine Schwester, Verwandte und das Grab der Eltern zu besuchen. Mit der Pfarrkirche

von Kahl verbinde er Taufen, Hochzeiten und weitere Feste.

„Heimat ist gleichzeitig aber auch der Ort, wo ich mich zuhause fühle, und das ist für mich der Orden, die Gemeinschaft mit den Mitbrüdern.“ Daher habe er sich in den zwölf Jahren in Rom genauso zuhause gefühlt wie als Provinzial in München oder nun in Wien. „Emotional ist mein Lebensmittelpunkt die Ordensprovinz zwischen Königstein im Taunus und Pécs in Südungarn, weil ich als Provinzial für die Brüder, die Mitarbeitenden und ganz besonders auch für die von uns betreuten Menschen in diesem Gebiet sorgen darf.“ Die Hauptaufgabe für seine vierjährige Amtszeit sieht der Provinzial im Zusammenwachsen der Ordensprovinz, der guten Ausbildung junger Brüder sowie in der Begleitung älterer Brüder.

Seine Maxime dabei: „Die Menschen vor Ort müssen die Arbeit leisten. Ich will sie darin bestärken.“ Bei der Führung der Ordensprovinz gehe es nicht um große Gesten, sondern um Aufmerksamkeit für Zusammenhänge, für Beziehungen, für Menschen.

»Die Menschen vor Ort müssen die Arbeit leisten. Ich will sie darin bestärken.«

Kraft dafür finde er zum einen in der Musik, besonders in der Oper, zum anderen im Sammeln von Krippen. Sie seien für ihn wie Inszenierungen auf der Bühne: „Figuren treten in Beziehung, erzählen Geschichten. Diese Form der stillen Meditation begleitet mich seit vielen Jahren vom Advent bis zu Ostern.“

Offen geht Knopp auch mit Zeiten des Zweifels um. „Der Zweifel ist ein uralter Begleiter des Glaubens“, sagt er. Er versuche in solchen Phasen das Positive zu sehen:

„Was will mir Gott in der Finsternis sagen? Was kann und soll ich aus dieser Zeit des Dunkels gleichsam anschließend wieder ins Licht mitnehmen?“ Der Ordensmann bezeichnet solche Phasen als „Mysterium der Karwoche“. Jedoch habe er „immer die österliche

Gewissheit, dass die Geschichte gut ausgeht. Auch wenn wir im Anschluss, so wie die Jünger, den Weg nach Emmaus benötigen, um alles verstehen und einordnen zu können“.

10. Sonntag im Jahreskreis

PSALM NACH DER ERSTEN LESUNG

Ps 50,7–8.12–13.14–15

**WER DEN RECHTEN WEG BEACHTET,
DER SCHAUT GOTTES HEIL**

Für eine Heilung ist es
nie zu spät. Auch deshalb
gibt es Gefängniskirchen,
die für manche ein trost-
reicher Ort sind.

Ich bin nicht gekommen, um Gerechte zu rufen, sondern Sünder

EVANGELIUM

In jener Zeit sah Jesus einen Mann namens Matthäus am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! Und Matthäus stand auf und folgte ihm nach.

Und als Jesus in seinem Haus bei Tisch war, siehe, viele Zöllner und Sünder kamen und aßen zusammen mit ihm und seinen Jüngern. Als die Pharisäer das sahen, sagten sie zu seinen Jüngern: Wie kann euer Meister zusammen mit Zöllnern und Sündern essen?

Er hörte es und sagte: Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Geht und lernt, was es heißt: Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer! Denn ich bin nicht gekommen, um Gerechte zu rufen, sondern Sünder.

// MATTHÄUSEVANGELIUM 9,9–13

ERSTE LESUNG

Lasst uns den HERRN erkennen, ja lasst uns nach der Erkenntnis des HERRN jagen! Er kommt so sicher wie das Morgenrot; er kommt zu uns wie der Regen, wie der Frühjahrsregen, der die Erde trinkt.

Was soll ich mit dir tun, Efraim? Was soll ich mit dir tun, Juda? Eure Liebe ist wie eine Wolke am Morgen und wie der Tau, der bald vergeht. Darum habe ich durch die Propheten zugeschlagen, habe sie durch die Worte meines Mundes umgebracht.

Dann wird mein Recht hervorbrechen wie das Licht. Denn an Liebe habe ich Gefallen, nicht an Schlachtopfern, an Gotteserkenntnis mehr als an Brandopfern.

// HOSEA 6,3–6

ZWEITE LESUNG

Schwestern und Brüder!

Gegen alle Hoffnung hat Abraham voll Hoffnung geglaubt, dass er der Vater vieler Völker werde, nach dem Wort: So zahlreich werden deine Nachkommen sein. Ohne im Glauben schwach zu werden, bedachte er, der fast Hundertjährige, dass sein Leib und auch Saras Mutterschoß schon erstorben waren. Er zweifelte aber nicht im Unglauben an der Verheißung Gottes, sondern wurde stark im Glauben, indem er Gott die Ehre erwies, fest davon überzeugt, dass Gott die Macht besitzt, auch zu tun, was er verheißt hat. Darum wurde es ihm auch als Gerechtigkeit angerechnet.

Doch nicht allein um seinetwillen steht geschrieben: Es wurde ihm angerechnet, sondern auch um unseretwillen, denen es angerechnet werden soll, uns, die wir an den glauben, der Jesus, unseren Herrn, von den Toten auferweckt hat.

Wegen unserer Verfehlungen wurde er hingegeben, wegen unserer Gerechtmachung wurde er auferweckt.

// RÖMERBRIEF 4,18–25

BIBELTEXTE FÜR DIE WOCHE

Mo. 8. Juni: 1 Kön 17,1–6; Mt 5,1–12 | **Di. 9. Juni:** 1 Kön 17,7–16; Mt 5,13–16 |

Mi. 10. Juni: 1 Kön 18,20–39; Mt 5,17–19 | **Do. 11. Juni:** Apg 11,21b–26; 13,1–3; Mt 5,20–26 |

Fr. 12. Juni (Heiligstes Herz Jesu): Dtn 7,6–11; 1 Joh 4,7–16; Mt 11,25–30 | **Sa. 13. Juni:** Jes 61,9–11; Lk 2,41–51



Foto: Vatican Media/Remo Siliotti/Kea, Portraitbild: privat

Ohne Berührungsangst

Jesus tut, **was die Frommen seiner Zeit empört**: Er geht zu Menschen, die einen **schlechten Ruf** haben, spricht und isst mit ihnen. Sie brauchen ihn besonders, sagt er, und jeder hat **eine Chance verdient**. So sieht das auch **Marion Königbauer**, die **Strafgefangene** begleitet.

Von Barbara Dreiling

Wie sie das nur tun könne, mit Tätern unterwegs sein? Diese Frage stellen Marion Königbauer viele Menschen in ihrer Umgebung. Hat sie keine Angst vor Straftätern, die einen Mord begangen haben oder wegen anderer übler Taten im Gefängnis sitzen?

Königbauer ist Sozialarbeiterin beim „SKM Donau-Ries – Katholischer Verband für soziale Dienste e.V.“ und dort für die Straffälligenhilfe zuständig. Sie sagt: „Die Tat macht nicht den Menschen aus.“ Für sie ist es wichtig, in ihrem Gegenüber zuerst den Menschen zu sehen. Dass er straffällig geworden ist, sei nur ein Aspekt seines Lebens.

So könnte es auch Jesus gesehen haben, als er beim Zöllner Matthäus zu Gast war inmitten von anderen Gästen, die auch als Sünder galten. Zur Zeit Jesu war Zöllner ein einträglicher Beruf, aber er machte die

Menschen zu Außenseitern – möglicherweise, weil sie mit den römischen Besatzern kollaborierten. Der Evangelist Lukas sagt über den Zöllner Zachäus zudem, dass er unrechtmäßig reich geworden ist. Er soll die Menschen betrogen und ihnen zu viel Geld abgenommen haben.

„Jeder bekommt einen Vertrauensvorschuss von mir“

Jesus weiß das. Aber er will den Zöllnern offenbar nicht ihr Menschsein absprechen. „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken“, sagt er und bleibt im Haus des Matthäus, während die religiösen Eliten es nicht fassen können. „Wie kann euer Meister zusammen mit Zöllnern und Sündern essen?“, fragen die Pharisäer.

Mit Leuten zu essen, die andere ablehnen, das kennt auch Königbauer. Zu ihrer Arbeit gehört die Ausgangsbegleitung. Regelmäßig ist sie an der Seite eines Inhaftierten in Donauwörth und Umgebung unterwegs. Sie holt ihn vormittags am Gefängnistor ab und bringt ihn nachmittags wieder zurück. Dazwischen tun sie, worauf der Mensch Lust hat: in ein Café gehen, über Alltägliches plaudern, einkaufen,

Behördengänge erledigen oder das Grab verstorbener Angehöriger auf dem Friedhof besuchen.

Die begleiteten Ausgänge sind eine der Lockerungsstufen, die ein Strafgefangener durchlaufen muss, bevor er aus der Haft entlassen wird. Wenn ein Gefängnisinsasse keine Angehörigen hat, die ihn begleiten können, tun das Königbauer und ihre Kolleginnen. Angst hat sie nicht. „Jeder bekommt einen Vertrauensvorschuss von mir. Den muss man sich nicht erarbeiten“, sagt sie. Meist hat sie den Menschen schon zuvor bei Gesprächen kennengelernt.

Naiv ist sie auch nicht. Sie weiß, dass der Mensch wegen Mord, Raub, Betrug oder schwerer Körperverletzung verurteilt worden ist. Doch sie möchte ihm helfen, zurück in die Gesellschaft zu finden, und sieht, dass er das auch möchte. „Die Menschen, die ich begleite, übernehmen Verantwortung für das, was sie getan haben. Sie haben ihre Strafe verbüßt und möchten nun die Chance auf ein normales Leben haben.“

Für Menschen, die einmal im Gefängnis saßen, ist der Zutritt zum gesellschaftlichen Leben sehr schwer. „Vorurteile begegnen ehemaligen Strafgefangenen auf Schritt und Tritt“, sagt Königbauer. Sie erzählt von einem Gefängnisinsassen, dem Bankangestellte verweigern wollten, ein Konto zu



ZUR PERSON

Marion Königbauer ist Sozialarbeiterin beim „SKM Donau-Ries – Katholischer Verband für soziale Dienste e.V.“ und dort zuständig für die Straffälligenhilfe.

„Barmherzigkeit will ich!“

Barmherzigkeit: Das Wort klingt etwas altmodisch.

Aber manchmal bekommt es erstaunlich aktuelle und sogar politische Bedeutung. „Ich bitte Sie, Mr. President, um Barmherzigkeit und Menschlichkeit.“ Bischöfin Mariann Budde hat das in ihrer Predigt im Festgottesdienst zur Amtseinführung von Donald Trump im Januar 2025 gesagt. Sie hat darum gebeten, der neue US-Präsident möge barmherzig sein gegenüber Menschen im Land, die Angst haben. Migrantinnen und Migranten. Sozial Schwache. Schwule, Lesben und Transsexuelle. Der Präsident hat sich danach über die Predigt beschwert und von der Bischöfin eine Entschuldigung gefordert. Bischöfin Budde sagt: Sie entschuldigt sich nicht dafür, für andere um Barmherzigkeit gebeten zu haben.

„Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer“, sagt Gott beim Propheten Hosea, Jesus zitiert das im Matthäusevangelium. All unser Beten und unsere Gottesdienste sind ohne Bedeutung, wenn wir nicht Barmherzigkeit üben und Barmherzigkeit fordern. Vielleicht ist das heute besonders nötig.

Zum Rechtsruck in unserem Land gehört auch: immer unbarmherziger zu werden. Gegenüber Menschen, die eine Behinderung haben. Die krank sind, an Leib oder Seele. Die zu uns geflohen sind aus Krieg und Verfolgung. Die zu einer Minderheit im Land gehören. Christlich ist es aber nicht, auf Leistung und den eigenen Wohlstand zu pochen und Schwache auszuschließen. Christlich ist es, für die am Rande da zu sein, wie Jesus das war. „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Erbarmen finden.“

// BEATE HIRT, SENDERBEAUFTRAGTE FÜR DEN HESSISCHEN RUNDFUNK



Papst Franziskus besuchte regelmäßig Gefängnisse, um Frauen und Männer zu segnen, ihnen die Füße zu waschen – und mit ihnen zu lachen.

Es gibt aber auch solche, die sich von der kriminellen Vergangenheit eines Menschen nicht schrecken lassen. Königbauer erzählt von einem ehemaligen Gefängnisinsassen, der später, als er schon unbegleitete Ausgänge machen durfte, ganz oft ins Tierheim gefahren sei und dort ehrenamtlich mitgearbeitet hat. Auch während mehrtägiger Hafturlaube hat er sich dort engagiert, ist mit Hunden Gassi gegangen, hat geputzt oder repariert, was kaputt war.

„Die Mitarbeiter im Tierheim haben ihn genommen, wie er ist“, sagt Königbauer. Sie hätten genau gewusst, dass er wegen Mordes im Gefängnis war. „Doch sie konnten das ausblenden und haben gesehen, wie er mit den Tieren umgeht.“ Dass sie ihm fast ohne Vorurteile begegneten und ihm Vertrauen schenken, habe dem Inhaftierten geholfen, sagt Königbauer.

Auf den Vorwurf der Pharisäer, wie Jesus nur mit Zöllner und Sündern essen kann, antwortet Königbauer: „Hätte Jesus den Zöllnern und Sündern nicht die Hand gereicht, hätten sie den Weg zurück in die Gesellschaft nicht gefunden.“ Die Frage sei auch, fügt sie hinzu, „ob man nicht selber schon Sünden begangen hat und eher auf der anderen Seite sitzen sollte. Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.“ ●

eröffnen – angeblich, weil er einmal Schulden gehabt hatte. Königbauer hat ihn dann zur Bank begleitet und dort erklärt, dass jeder Mensch das Recht auf ein Basiskonto hat. „Es war für ihn demütigend, dass er das nicht allein geschafft hat.“ Später erlebte er eine ähnliche Zurückweisung bei einer Krankenversicherung – und traute sich nicht mehr, allein dorthin zu gehen.

„Die Mitarbeiter im Tierheim haben ihn genommen, wie er ist“

Um eine Arbeit oder eine Wohnung zu finden, spielten manche ein Doppelleben, erzählt Königbauer. „Sie fürchteten sich davor, preiszugeben, warum sie in Haft waren, oder dass sie überhaupt in Haft waren.“ Stattdessen wollten manche in ihren Lebenslauf schreiben, dass sie im Ausland waren. Das gehe aber nicht lange gut, sagt Königbauer. Sie ermutige die ehemaligen Häftlinge stattdessen, „mit offenen Karten zu spielen“. Das sei auf Dauer der bessere Weg, auch wenn man zunächst viele Absagen bekommt, „die einen wieder zurückwerfen“.



11. Sonntag im Jahreskreis

PSALM NACH DER ERSTEN LESUNG
Ps 100,1–3.4–5

**WIR SIND DAS VOLK DES HERRN,
DIE HERDE SEINER WEIDE**

Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden

EVANGELIUM

In jener Zeit, als Jesus die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben. Da sagte er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden!

Dann rief er seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen die Vollmacht, die unreinen Geister auszutreiben und alle Krankheiten und Leiden zu heilen. Die Namen der zwölf Apostel sind: an erster Stelle Simon, genannt Petrus, und sein Bruder Andreas, dann Jakobus, der Sohn des Zebedäus, und sein Bruder Johannes, Philippus und Bartholomäus, Thomas und Matthäus, der Zöllner, Jakobus, der Sohn des Alphäus, und Thaddäus, Simon Kananäus und Judas Iskariot, der ihn ausgeliefert hat.

Diese Zwölf sandte Jesus aus und gebot ihnen: Geht nicht den Weg zu den Heiden und betretet keine Stadt der Samariter, sondern geht zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel! Geht und verkündet: Das Himmelreich ist nahe! Heilt Kranke, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus! Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben.

// MATTHÄUSEVANGELIUM 9,36 – 10,8

ERSTE LESUNG

In jenen Tagen kamen die Israeliten in die Wüste Sinai. Sie schlugen in der Wüste das Lager auf. Dort lagerte Israel gegenüber dem Berg.

Mose stieg zu Gott hinauf. Da rief ihm der HERR vom Berg her zu: Das sollst du dem Haus Jakob sagen und den Israeliten verkünden: Ihr habt gesehen, was ich den Ägyptern angetan habe, wie ich euch auf Adlerflügeln getragen und zu mir gebracht habe. Jetzt aber, wenn ihr auf meine Stimme hört und meinen Bund haltet, werdet ihr unter allen Völkern mein besonderes Eigentum sein.

Mir gehört die ganze Erde, ihr aber sollt mir als ein Königreich von Priestern und als ein heiliges Volk gehören.

// EXODUS 19,2–6a

ZWEITE LESUNG

Schwestern und Brüder!

Christus ist, als wir noch schwach waren, für die zu dieser Zeit noch Gottlosen gestorben. Dabei wird nur schwerlich jemand für einen Gerechten sterben; vielleicht wird er jedoch für einen guten Menschen sein Leben wagen. Gott aber erweist seine Liebe zu uns darin, dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren.

Nachdem wir jetzt durch sein Blut gerecht gemacht sind, werden wir durch ihn erst recht vor dem Zorn gerettet werden. Da wir mit Gott versöhnt wurden durch den Tod seines Sohnes, als wir noch Gottes Feinde waren, werden wir erst recht, nachdem wir versöhnt sind, gerettet werden durch sein Leben.

Mehr noch, ebenso rühmen wir uns Gottes durch Jesus Christus, unseren Herrn, durch den wir jetzt schon die Versöhnung empfangen haben.

// RÖMERBRIEF 5,6–11

BIBELTEXTE FÜR DIE WOCHE

Mo. 15. Juni: 1 Kön 21,1–16; Mt 5,38–42 | **Di. 16. Juni:** 1 Kön 21,17–29; Mt 5,43–48 |

Mi. 17. Juni: 2 Kön 2,1.4b.6–14; Mt 6,1–6.16–18 | **Do. 18. Juni:** Sir 48,1–14; Mt 6,7–15 |

Fr. 19. Juni: 2 Kön 11,1–4.9–18.20; Mt 6,19–23 | **Sa. 20. Juni:** 2 Chr 24,17–25; Mt 6,24–34 |

Geht und verkündet!

Im Evangelium **sendet Jesus die Apostel aus**, um den Glauben zu verbreiten. Dass **wenige** viele Aufgaben erledigen müssen, wusste er schon damals. Wie **lesen heutige Menschen**, die in der Kirche arbeiten, den Text?



Kirsten Ludwig stammt aus dem Münsterland. Seit 2019 ist sie Pastorale Koordinatorin in der Pfarreiengemeinschaft Ankum, Eggermühlen und Kettenkamp.

Sie will den Mangel als Chance sehen

„Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenige Arbeiter“, heißt es im Evangelium an diesem Sonntag. „Ja, das stimmt. Und finde ich es schade? Ja, natürlich“, sagt Kirsten Ludwig. „Ich finde es schlimm, dass sowohl in der Priesterausbildung als auch in der Ausbildung für Pastoral- und Gemeindereferentinnen kaum noch Nachwuchs ist. Das würde ich mir anders wünschen. Aber das ist kein Grund, den Kopf in den Sand zu stecken.“

Ludwig arbeitet als Pastorale Koordinatorin in der Pfarreiengemeinschaft Ankum-Eggermühlen-Kettenkamp im Bistum Osnabrück. Etwa 7000 Katholiken gehören zur Pfarrei, drei Kirchen, drei Kindergärten. Seit sieben Jahren arbeitet sie in der Gemeinde und teilt sich die Leitungsaufgaben mit dem Pfarrer.

Wenn sie das Evangelium hört, von den Arbeitern, die für die Ernte benötigt werden, setzt bei Ludwig ein gewisser Pragmatismus ein: „Meine Mutter hat für mich einen Satz geprägt: Das ist jetzt, wie es ist, und wir müssen das Beste daraus machen.“ Nicht im Sinne eines sehnsüchtigen Rückblicks auf das Vergangene, sondern mit großem Elan für die Zukunft. „Wir haben einen Priestermangel, einen Fachkräftemangel und einen Mitgliedermangel. Aber in dieser Situation stecken auch Chancen. Wir haben die Möglichkeit, nun ernsthaft zu schauen: Was geht noch? Was brauchen wir? Und was lassen wir?“

Das hat sie schon in ihrer Jugendarbeit gelernt. Sie erzählt, der Diakon in ihrer Heimatgemeinde habe sie als Jugendliche in der Leiterrunde der Katholischen Jungen Gemeinde gefragt: Wenn ihr was

zu Sankt Martin machen wollt, tut ihr das, weil das jahrzehntelang so gemacht worden ist? Oder weil das eine Bedeutung für euch hat? „Diesen Satz habe ich nicht vergessen“, sagt Ludwig. Und die Haltung hat sie für sich übernommen.

In der Pfarreiengemeinschaft trifft sie heute auf viele Menschen, die Lust haben, Neues auszuprobieren. Seit zwei Jahren bieten sie zum Beispiel am Kar Samstag auf Anregung einer Mutter aus der Erstkommunionvorbereitung eine Speisensegnung an. Vor allem polnische Familien kommen dazu aus der ganzen Umgebung. „Dann stand nach dem Gottesdienst eine Frau vor mir und sagte, dass sie sich zum ersten Mal in der Kirche in Deutschland gesehen fühlt. Sowas macht mich betroffen – ist aber auch ein Ansporn.“

In ihrem Beruf kümmert sich Ludwig um die Finanzen der Pfarrei, um das Personal und momentan vor allem um die Zukunft der verschiedenen Gebäude. Bei all der Bürokratie möchte sie den Auftrag Jesu aus dem Evangelium nicht vergessen: Geht und verkündet, das Himmelreich ist nahe! „Wir müssen uns immer wieder darauf fokussieren, warum wir das alles tun. Wofür ärgern wir uns mit Strukturprozessen herum? Was ist der eigentliche Kern unseres Tuns?“, fragt Ludwig. Die Verwaltungsarbeit, aber auch die Arbeit in Gremien dürfe nicht zum Selbstzweck werden. Ludwig sagt: „Deswegen finde ich es so wichtig, zum Beispiel mit einem Gebet zu starten oder zu enden. Oder immer wieder die Botschaft des Evangeliums bei der Arbeit durchscheinen zu lassen.“

KERSTIN OSTENDORF

Felix Evers stammt aus Mecklenburg. Seit 2019 leitet der Priester die Pfarrei Paulus, Apostel der Völker im Hamburger Osten.



Er will den Menschen Ruhe verschaffen

Ja, in diesem Evangelium kann sich Felix Evers gut wiederfinden. „Es ist für mich ein Gegenbild zu dem, was ich oft in der Kirche erlebe: dass wir Kraft für Strukturprozesse einsetzen, statt zu den Menschen zu gehen, um sie für Jesus zu gewinnen. Dass wir jammern über Abbrüche, statt einfach aufzubrechen.“

Evers ist Priester und leitet die Pfarrei St. Paulus, Apostel der Völker in Hamburg. Fünf Kirchen gehören dazu, drei Kitas, zwei Schulen – und Menschen aus 100 Nationen. „Bei uns ist die Welt zu Hause“, sagt er.

Ist er von all dem, was täglich auf ihn zukommt, manchmal „müde und erschöpft“, wie es im Evangelium heißt? „Ja!“, sagt Evers ohne Zögern. „Oft.“ Und setzt hinzu: „Übrigens hat mich das aus der Chefetage schon sehr lange niemand gefragt. Seelsorge für Seelsorger funktioniert nicht.“ Regelmäßige Exerzitien sind für ihn wichtig. Und das Wissen, dass es anderen noch schlechter geht. „Wenn ich erlebe, wie erschöpft Kinder und Jugendliche manchmal sind, relativiert sich meine eigene Müdigkeit.“

Gibt es also, wie Jesus sagt, zu wenige Arbeiter im Weinberg des Herrn? Evers schüttelt den Kopf. „In allen Gemeinden, in denen ich war, habe ich viele Männer und Frauen gefunden, die mitgearbeitet haben.“ Er könnte sich gut vorstellen, dass Ehrenamtlichen die Hände aufgelegt werden, um sie mit der Leitung einer Ortsgemeinde zu beauftragen. „Es gibt nicht zu wenige Arbeiterinnen und Arbeiter, sie werden einfach zu wenig wahrgenommen.“

Früher auch von ihm, wie er selbstkritisch zugibt. „Jesus schlägt vor, für Berufungen zu beten, und das mache ich auch“, sagt Evers. „Aber als ich junger Kaplan war, dachte ich noch, damit seien vor allem Priester gemeint. Bis auf einmal in meiner Gemeinde zwei Frauen von Jesus berufen wurden – das hat meine Sichtweise geändert.“

Im Evangelium sendet Jesus zu verschiedenen Aufgaben aus: verkünden, heilen, aufwecken, Dämonen vertreiben. Was liegt ihm am nächsten? „Heilen“, sagt Evers. „Mein größter Wunsch ist es, den Menschen Ruhe zu verschaffen. Viel zu lange hat die Kirche mit ihrer Verkündigung Angst, Schuld und Scham verbreitet und die Menschen damit krank gemacht.“ Solche „dämonischen Gottesbilder“ möchte er vertreiben.

Bleibt der letzte Satz des Evangeliums: „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben.“ Was hält Evers davon? „Für mich heißt das: Bei Gott gibt es nichts zu verdienen, im Himmel gibt es kein Bankkonto.“ Gottes Liebe, sagt er, „empfangen wir als Geschenk, ganz ohne Vorleistungen“. Und genauso will er sie weitergeben.

Er sieht das auch als Gegenbild zur Leistungsgesellschaft. „Viel zu oft sagen alte Menschen: Ich bin zu nichts mehr nütze, ich will niemandem zur Last fallen. Aber wir müssen nichts leisten, um voll Würde zu sein. Auf diese Frohbotschaft wartet die verwundete Schöpfung Gottes.“

SUSANNE HAVERKAMP

Keine Liebe ohne Schuld

„Und das heißt, sich liebhaben: aneinander schuldig werden, nicht mehr.“ Dieses Zitat von Rainer Maria Rilke begleitet mich schon länger. Manchmal hilft es bei Trauergesprächen, wenn noch etwas offen ist oder Schuld belastet.



Liebe heißt, dass wir aneinander schuldig werden, wenn Menschen sich einander ausliefern in einer Partnerschaft oder Familie, als Freunde, als geistliche Gemeinschaft.

Das gilt auch für die Zwölf, die Jesus in seinen engeren Zirkel ruft. Simon, der zwar den Beinamen Fels hat, doch Jesus dreimal verrät und zuvor einschläft, so dass Jesus die Nacht vor seinem Tod allein durchwacht. Schuldig wird ebenso Judas Iskariot, der den Plan Gottes nicht erkennt und Jesus ausliefert. Im Garten küsst er Jesus und dieser entgegnet ihm: „Freund, dazu bist Du gekommen?“

Diese Frage findet sich nur im Matthäusevangelium. Sie trifft offensichtlich Judas ins Herz, denn nur dort wird erzählt, dass Judas seine Tat bereut, bevor er sich das Leben nimmt. Das heißt: Er bleibt auch mit seiner Schuld ein Apostel des Herrn, sein Gesandter.

Sich lieben heißt, aneinander schuldig werden: Das gilt auch für uns und es kann sehr schmerzen. Es macht uns aber auch bewusst, was uns der andere wert ist und wie wichtig das Gefühl der Reue ist. Das lässt sich auf unsere Gottesbeziehung übertragen. Die Apostel in ihrer menschlichen Schwachheit entlasten uns, dass wir mit all unserem Scheitern nicht verzagen. So, wie wir sind, baut Gott auf uns, denn lieben heißt aneinander schuldig werden.

// JOHANNES ECKERT, ABT DES BENEDIKTINERKLOSTERS ST. BONIFAZ IN MÜNCHEN UND ANDECHS



Heart and Roses: modernes Herz-Jesu-Fenster in El Cajon, Kalifornien

Foto: wikimedia/Rebecca Kennison

Das Herz-Jesu-Fest

Hochfeste mitten in der Woche gibt es in der Kirche gar nicht so viele. Dreikönige gehört dazu, Peter und Paul, Aufnahme Mariens in den Himmel, Allerheiligen. Und das Herz-Jesu-Fest.

Im 19. Jahrhundert war die Herz-Jesu-Verehrung auf dem Gipfel ihrer Popularität, besonders in den Orden, aber auch in der Volksfrömmigkeit. Deshalb genehmigte Papst Pius IX. 1856 das „Fest des heiligsten Herzens Jesu“ für die ganze katholische Kirche, und Papst Leo XIII. erhob es 1899 sogar in den Rang eines Hochfestes. Gefeierte wird es immer am dritten Freitag nach Pfingsten.

Dass das Fest heute nur noch wenigen Katholiken im Bewusstsein ist, fand einer besonders schade: Papst Franziskus. Deshalb schrieb er 2024 seine (letzte) Enzyklika „Dilexit nos“ (Er hat uns geliebt) zu diesem Thema. Darin warb er für die Herz-Jesu-Verehrung, weil er sie für hochaktuell hielt. „In einer Welt, die ihr Herz verloren hat, ist es dringend notwendig, zum Herzen zurückzukehren“, schrieb er.

Von süßlichem Kitsch und einer Ästhetik des 19. Jahrhunderts wollte er sie befreien und zum Modell für heute machen, gerade im so wichtigen Kampf gegen Ausbeutung und für Gerechtigkeit. „Die Welt verändert sich nicht durch äußere Mechanismen, sondern durch verwandelte Herzen“, sagte Franziskus. Dafür stehe das Herz Jesu, das auch im Emoji-Zeitalter verständliche Symbol seiner Liebe zu allen Menschen. Und wer sich von Jesus geliebt weiß, könne eigentlich nicht anders, als weiterzulieben.

Matthäus

Papias von Hierapolis (60–130 n.Chr.), ein früher Kirchenvater und Bischof in Hierapolis – heute eine Ruinenstätte bei Pamukkale in der Türkei –, ist der Erste, der den Apostel Matthäus mit dem Evangelisten gleichsetzt. Der Gedanke geht wohl auf die Berufung zurück, die am 7. Juni als Evangelium gelesen wird. Hier ist Matthäus namentlich genannt, während in der Parallelstelle bei Markus (2,14) der berufene Zöllner „Levi, Sohn des Alphäus“ heißt. Diese Namensänderung verstand Papias als biografischen Eigenhinweis des Verfassers.

Die heutige Exegese widerspricht dem und verweist stattdessen auf eine auch sonst im Matthäusevangelium zu beobachtende Tendenz, unbekannte Personen mit bekannten Namen auszustatten. So etwa bei Frauen, die Jesus nachfolgten und die im deutlich früheren Markusevangelium einfach nur als „viele Frauen“ bezeichnet werden.

Adlerflügel

An den Adler erinnert das Alte Testament, wenn es auf Eigenschaften wie Größe, Schnelligkeit, Stärke, Ausdauer oder Unerreichbarkeit verweisen will. Das Bild des Adlers wird auf Israel angewendet, auf Feinde Israels und auf Gott. So meint in der Lesung am 14. Juni die Rede von Adlerflügeln, dass Gott sein Volk schnell, hoch und sicher in das verheißene Land gebracht hat.

Im Buch Deuteronomium (32,11) dient der Adler als Bild für Schutz und Sorge. Gott ist wie ein Adler, der „sein Nest beschützt und über seinen Jungen schwebt, seine Schwingen ausbreitet, eines von ihnen aufnimmt und es auf seinem Gefieder trägt“. Aufgenommen werden diese Gedanken in dem Lied „Lobe den Herren“ (GL 392). In der zweiten Strophe heißt es: „Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret, der dich auf Adlers Fittichen sicher geführet, der dich erhält, wie es dir selber gefällt; hast du nicht dieses verspüret?“

ANFRAGE

Muss Pontius Pilatus immer noch der Buhmann sein?

Warum wird im Credo Pontius Pilatus ständig sein Fehlverhalten vorgeworfen? Er wird täglich millionenfach genannt und das weltweit! Wäre es nicht besser, man betet: „... gelitten unter der Knechtschaft / der Herrschaft der Römer?“

// Klaus Wieninger

Ja, es ist schon etwas unfair, dass seit mehr als 1700 Jahren Pontius Pilatus namentlich genannt wird – im Großen wie im Kleinen Glaubensbekenntnis. Schließlich haben nach Ausweis der vier Evangelien viele direkt oder indirekt mitgewirkt am Kreuzestod Jesu: von Judas bis Kajaphas, von Antipas bis zum Volk, das die Herausgabe des Barabbas forderte. Warum wird ausgerechnet Pontus Pilatus auf ewig vorgeführt?

Die Antwort ist eigentlich recht einfach: Weil die Geschichtsschreibung eine römische war – nicht nur zur Zeit Jesu, sondern auch ein paar hundert Jahre später, als die ersten Glaubensbekenntnisse verfasst wurden. Und wichtige historische Ereignisse wurden damals nicht an numerischen Daten, sondern an den jeweils aktuellen römischen Herrschern festgemacht.

Sie kennen das aus der Weihnachtsgeschichte: „Es geschah, dass

Kaiser Augustus ein Gesetz erließ ... damals war Quirinius Statthalter von Syrien“ (Lukas 2,1–2). Und in der Variante des Matthäus heißt es: „Als Jesus zur Zeit des Königs Herodes in Betlehem in Judäa geboren wurde ...“

Ins Glaubensbekenntnis aufgenommen wurde Pontius Pilatus also als historische Referenz: Die Kreuzigung Jesu war nicht irgendwann, sondern zu der Zeit, als Pontius Pilatus für die Römer in Jerusalem regierte. Die Kreuzigung ist deshalb keine fromme Legende, sondern geschichtlich tatsächlich nachprüfbar.

Was der römische Geschichtsschreiber Cornelius Tacitus (ca. 55–120 n. Chr.) getan hat. In seinen Annalen berichtet er im Zusammenhang mit dem Brand von Rom (64 n. Chr.) über die Christen und schreibt: „Der, von welchem dieser Name ausgegangen, Christus, war, als Tiberius regierte, vom Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet worden.“

Als die Verfasser des Glaubensbekenntnisses sich entschlossen, Pontius Pilatus darin namentlich zu nennen, ging es ihnen also nicht um die moralische Schuld eines Einzelnen, sondern schlicht um historische Glaubwürdigkeit.

// SUSANNE HAVERKAMP



Liebe Leserin, lieber Leser, haben Sie Fragen zu Liturgie und Brauchtum, zu Kirchenrecht und Glaubenslehre? **Schreiben Sie an:** Verlagsgruppe Bistumspressen, Anfrage, Postfach 26 67, 49016 Osnabrück. Oder: redaktion@bistumspressen.de

BIBELRÄTSEL

Von engen und weiten Herzen

Jesus vertraut den Menschen. Jede und jeder ist in seinen Augen ein Abbild Gottes. Selbst jenen, die Unrecht tun, oder jenen, denen es hauptsächlich um Geld zu gehen scheint wie den Zöllnern, traut er zu, dass sie ihr Leben ändern (Seite 45). Schon ein paar Verse vorher spricht er einem Gelähmten Gottes Vergebung zu, weil er überzeugt ist, dass Gott den Menschen vergibt. Den Schriftgelehrten ist das zu einfach. Sie glauben nicht, dass Jesus das tun darf. Was fragt Jesus sie?

Wenn Sie es wissen, senden Sie die Lösung bitte bis zum 12. Juni an: Zentralredaktion, Bibelrätsel, Postfach 2667, 49016 Osnabrück, oder an: gewinnspiel@bistumspressen.de

Diese Woche dreimal zu gewinnen:



Guido Erbrich: Himmelhoch. Das neue Jugendgebetbuch. St. Benno Verlag
Worte zum Himmel, zusammengestellt für Jugendliche

Lösung vom 24. Mai:
Der Kandidat, der nicht gewählt wurde, hieß Josef, genannt Barsabbas mit dem Beinamen Justus.
(Apostelgeschichte 1,23)

Gewonnen haben: Anni Biel, Künzell-Bachrain; Ursula Schreiner, Schifferstadt; Reinhard Stahl, Euerbach



Mit Segen. Ohne Kirche



Susanne Frieters gestaltet **freie Trauungen und Begräbnisse**. Sie sagt, es gebe **viele Gründe**, weshalb Menschen für ihre Feiern nicht mehr den Pfarrer anfragen. **Praktische** gehören dazu. Der mangelnde **Glaube an Gott** ist dagegen selten ausschlaggebend.

Von Susanne Haverkamp

Susanne Frieters ist katholische Theologin, Anfang der 1990er Jahre hat sie an der Universität Münster ihr Diplom gemacht. Für die Kirche hat sie nie gearbeitet – zu der Zeit waren theologische Arbeitsplätze rar. Deshalb freut sie sich umso mehr, heute etwas zu machen, was dem ziemlich nahekommt: „Ich begleite Menschen in besonders schönen oder besonders schwierigen Lebensabschnitten. Ich mache das in großer Freiheit und muss mich nicht streiten, was ich dabei tun darf und was nicht. Für mich ist das ein sehr erfüllender Beruf.“

Und einer, der wächst. „In den letzten zehn Jahren sind freie Rituale normal geworden“, sagt Frieters. Regelmäßig werde sie über Bestattungshäuser angefragt. „Katholisch, evangelisch, frei – das sind heute gleichwertige Varianten.“ Und

das, obwohl man sie bezahlen muss und einen Pastor nicht. 400 Euro berechnet sie für eine Beerdigung. „Aber das ist es Leuten offenbar wert.“ Sogar wenn sie kirchlich bestattet werden könnten. Denn die neueste Kirchenstatistik ergab, dass rund ein Drittel der katholischen Kirchenmitglieder nicht mehr katholisch beigesetzt werden. Ein erstaunlicher Wert, der sich aber mit der Erfahrung der Trauerrednerin deckt. Sie sagt: „Mir erzählen immer wieder Menschen, dass sie eine katholische Beerdigung erlebt haben und sagen: So will ich das nicht!“ Oder auch umgekehrt: „Sie waren als Nachbar oder Verwandte bei einer freien Feier und fanden es passend und schön.“

Vaterunser und Ave Maria

Auch, weil frei nicht unbedingt unchristlich bedeutet. „Ich frage bei jedem Trauergespräch, ob auch gebetet oder ein Segen gesprochen werden soll“, sagt Frieters, die sich auf ihrer Homepage ausdrücklich als Theologin präsentiert. „Drei Viertel der Familien wollen es.“ Das Vaterunser, ein Segen, manchmal ein Lied. „Von guten Mächten“, „Möge die Straße“ oder auch ein Ave Maria würden häufiger gewünscht. Dass das Lied dann in der Regel vom Band kommt und nicht selbst gesungen wird, störe niemanden, sagt Frieters: „Singen klappt bei Beerdigungen meist sowieso nicht gut.“

Was aber ist es, das freie Rituale zunehmend beliebt macht? Frieters sagt: „Das Erste ist wahrscheinlich, dass die kirchli-



chen Rituale fremd geworden sind.“ Statt wie früher Halt zu geben, würden sie manche Menschen eher verwirren, manchmal sogar abstoßen: „Wer seit Jahren oder Jahrzehnten nicht mehr in der Kirche war, versteht einfach nicht, was da gemacht und was da gesagt wird.“

Das Zweite sei, dass sie für die Leute oft „mehr Nähe und mehr Zeit“ mitbringe als Priester, die im Alltag mit Aufgaben überhäuft sind. Zudem habe das katholische Ritual oft ausschließlich die Verstorbenen im Blick, sagt Frieters: „Alles ist darauf ausgelegt, diese ins Himmelreich zu führen.“ Sie hingegen habe auch die Trauernden im Blick: „Und das merken die.“

Hinzu kommt, sagt Frieters, dass viele Menschen „die kirchlichen Einschränkungen“ nicht mehr hinnehmen würden. Damit sind nicht nur kirchenrechtliche Vorschriften gemeint; es fängt viel alltäglicher an. „Da gibt es zeitliche Einschränkungen, an welchen Tagen oder zu welchen Uhrzeiten getraut oder beerdigt wird“, erzählt sie. „Oder dass Trauungen nicht an einem Ort nach Wahl stattfinden können, zum Beispiel draußen oder dort, wo hinterher auch gefeiert wird.“ Oder es gibt Einschränkungen in der Auswahl der Lieder oder Texte. „Für all das mag es Gründe geben“, sagt Frieters, „aber die Leute verstehen sie nicht und akzeptieren sie nicht.“ Denn das katholische Sakrament ist vie-



ZUR PERSON

Susanne Frieters bietet als katholische Theologin freie Trauungen und Begräbnisse an.

len nicht mehr wichtig. Was jeder merkt, der darauf achtet, wie viele – oder wie wenige – Hochzeiten noch in der eigenen Kirchengemeinde stattfinden.

Schöner als erwartet

Der Unterstellung, es gehe Paaren nur um eine tolle Location, die schöne Bilder für Instagram garantiert, widerspricht die Theologin. „Ich spüre schon eine große Verbindlichkeit, wenn sie selbst ihr Trauversprechen formulieren und sich viele Gedanken machen“, sagt Frieters. Überhaupt sei es früher doch auch oft so gewesen: „Da haben manche Paare vor allem deshalb in der Kirche geheiratet, weil es eine tolle Location ist. Der Unterschied ist nur, dass es heute Alternativen gibt.“ Die nutzen – so sagen es Branchenumfragen – rund ein Drittel aller Brautpaare.

Und wie sind die Reaktionen auf diese Feiern – etwa von der katholischen Oma der Braut oder dem kirchlich engagierten Nachbarn bei der Trauerfeier? Frieters überlegt. Dann sagt sie: „Auch wenn es jemandem vielleicht nicht gefallen hat: dass der hinterher zu mir kommt und sagt: Das war aber blöd!, das gibt es nicht.“

Andererseits gebe es durchaus positive Reaktionen – gerade dann, wenn etwa bei einer Feier auch christliche Elemente vorkommen. „Dann sagt schon mal jemand: ‚So mit Segen und Gebet – das war ja schöner, als ich erwartet hatte!‘“

DAS IST MIR HEILIG



Die Madonna hat geschützt

An der Fassade meines Elternhauses befindet sich seit Jahrhunderten eine wunderschöne Madonna mit dem Jesuskind. Ein Kunstsachverständiger schätzt ihr Entstehen auf die späte Zeit Tilman Riemenschneiders.

Bei einem Großbrand im Jahre 1846, der ein ganzes Stadtviertel in Schutt und Asche legte, blieb unser Haus als eines der ganz wenigen verschont, wie es in der Chronik der Stadt belegt ist. Da liegt es nicht fern, dass alle nachfolgenden Generationen unserer Familie daran glauben, dass wir das unserer Hausmadonna zu verdanken haben.

Mittlerweile ist eine Kopie am Haus angebracht. Das Original befindet sich im Wohnbereich, wo die Madonna uns jetzt immer nah ist.

// HANNS-GERNOT SCHONDER,
BISCHOFSHAIM/RHÖN

Was ist Ihnen heilig?

Schreiben Sie uns!

Verlagsgruppe Bistumspresses,
Heilig, Postfach 26 67, 49016
Osnabrück oder an E-Mail:
heilig@bistumspresses.de

BRÜCKENRÄTSEL

Erweitern Sie das linke und das rechte Wort einer Zeile um jeweils einen gemeinsamen Begriff, sodass neue, sinnvolle Wörter entstehen (z. B. KopfBALL - BALLsaal).

Nach richtiger Lösung ergibt sich auf der farbigen Mittelspalte das gesuchte Lösungswort.

Viel Spaß beim Rätseln!

KAUF										SPIEL
LEBER										SPORT
SALZ										VERLIES
ANDENKEN										SCHLUSS
KONTO										AKTIE
DOPPEL										SOFA
EXPORT										GLAS
POLAR										LAUF
STAMM										HAUS
VERB										FANG
GRUND										KARTE
HOCH										FLAECHE

SUDOKU

			7					9
8			6		3	7		
		1				2		6
2	4		5		9	1		8
	8	7	1		2	6	9	
9		6	8		4		5	2
3		4				9		
		5	4		6			3
1					5			

LÖSUNGEN AUS DEM LETZTEN HEFT

BRÜCKENRÄTSEL

		P	L	A	T	Z	
		P	A	R	K		
			W	E	R	T	
	S	T	I	F	T		
		A	N	B	A	U	
	S	T	E	R	N		
	E	I	N	Z	E	L	
D	R	O	S	S	E	L	
B	L	A	U				
	B	O	C	K			
			H	A	U	P	T
	G	E	I	S	T		

SUDOKU

3	8	4	6	7	2	9	1	5
1	2	5	4	9	3	6	7	8
9	6	7	1	5	8	3	4	2
2	7	8	3	1	6	4	5	9
6	1	9	5	8	4	7	2	3
4	5	3	9	2	7	1	8	6
7	3	6	8	4	5	2	9	1
5	9	2	7	6	1	8	3	4
8	4	1	2	3	9	5	6	7

Wege- lagerer		Ort der Getreide- verarbeitung	Wortteil: global	Porzel- lan- zierrat			Strom in Russ- land	bibl. Stamm- vater (Arche)	ital. Gast- wirt- schaft	
Be- wohner eines Erdteils										
unser Konti- nent							Kurort in Südtirol		land- schaftl.: Kinder- trompete	
				franz. Schausp. (Jean) † 1976		„Aus“ beim Schach				
Wind- rich- tung			sehr gebildet							
Prophet im A. T.						ein kleines Boot steuern		Abk.: ohne Obligo		
			hinwei- sendes Fürwort		kath. Ordens- geist- licher					
italie- nisch: drei	Lachs- fisch	nied- riges Liege- sofa						chem. Zeichen: Titan		
Leben					Stadt im Sauer- land		Nestor- papagei			
kath. Mess- buch		alte franz. 5- Centime- Münze		Abk.: oder						
Name Noahs in der Vulgata				Kfz.-Z.: Polen						
Sportart, Unter- richts- fach										

Auflösung des letzten Rätsels

B	A	S	E
V	E	R	G
W	I	G	H
A	N	W	E
R	E	G	A
H	C	B	I
R	A	H	M
A	T	U	E
R	H	O	C
H	U	M	O
R	O	M	L
H	S	L	I
N	U	M	E

Sozialstaatsreform braucht fachliche Debatte

Es muss gespart werden – auch an sozialen Leistungen. Doch die **Caritas in Bayern warnt vor Einschnitten** zulasten besonders verletzlicher Gruppen. Das könnte den Staat am Ende mehr kosten, als er zunächst einspart.

MÜNCHEN Bayerns Landes-Caritasdirektor Andreas Magg hat die politisch Verantwortlichen aufgerufen, bei den geplanten Reformen am Sozialstaat nicht nur auf den Haushalt zu schauen. Nötig sei vielmehr, eine fachliche Debatte darüber zu führen, wie soziale Leistungen langfristig gesichert werden könnten, erklärte Magg in München.

„Wir erkennen an, dass die Kosten des Sozialstaats in den vergangenen Jahren stark angestiegen sind. Diese Tatsache ist ein Gestaltungsauftrag, der den ganzen Prozess der Unterstützung in den Blick nehmen muss.“ Auf der einen Seite Leistungen zu kürzen und gleichzeitig immer mehr Bürokratie aufzubauen, sei aber nicht der richtige Weg. „Wir brauchen eine ernsthafte Debatte darüber, wie der Sozialstaat schneller, besser und passgenauer werden kann, ohne die Versorgung der Menschen zu verschlechtern.“

Die derzeit diskutierten Sparvorschläge bei sozialen Leistungen für Kinder, Jugendliche, Menschen mit Migrationsgeschichte sowie mit Behinderung führten zu massiven Leistungseinschnitten zulasten besonders verletzlicher Gruppen, warnte Magg. Es gebe zahlreiche Studien, die deutlich machten, dass in diesem Bereich investiertes Geld gut angelegt sei und um ein Vielfaches zurückfließe.

Magg verwies darauf, dass etwa Kinder mit Beeinträchtigung, die angemessen gefördert würden, in ihrem späteren Leben viel weniger Hilfe bräuchten und so den Sozialstaat daher auch deutlich weniger Geld kosteten. Bevor politische Entscheidungen fielen, sollten daher Fachleute sowie Betroffene, Kommunen und Träger eingebunden werden, um die Folgen besser einschätzen zu können.

Gerechten Ausgleich schaffen

Um einen gerechten Ausgleich zu schaffen, müsse die Arbeit am Menschen im Vordergrund stehen, nicht eine möglichst umfangreiche Prüfung und komplizierte Verfahren, betonte Magg. Schon jetzt fehlten in vielen Bereichen Fachkräfte. Wenn Vergütung und Arbeitsbedingungen weiter unter Druck gerieten, könnte sich die Situation zusätzlich verschärfen. Die soziale Infrastruktur dürfe nicht geschwächt werden, um das Vertrauen in die Demokratie nicht weiter auszuhöhlen.

Der Landes-Caritasverband ist der größte Wohlfahrtsverband in Bayern. Bei ihm arbeiten rund 185.000 Menschen, rund 50.000 sind ehrenamtlich tätig und rund eine Million Menschen im Freistaat kommen mindestens einmal im Jahr mit den Diensten und Einrichtungen in Kontakt.

(kna)



Foto: image/McPHOTO

Wie kann und darf bei Leistungen im Sozialbereich gespart werden?

25 JAHRE HOFFNUNG STIFTEN

Seit 25 Jahren unterstützen die Stifterinnen und Stifter des Don Bosco Stiftungszentrums benachteiligte Kinder und Jugendliche in Deutschland und weltweit. Seit Gründung wurden insgesamt 37 Millionen Euro an Fördergeldern ausgeschüttet – davon 2,6 Millionen Euro allein im Jahr 2025. Heute engagieren sich 181 Stiftungen unter dem Dach der Don Bosco Stiftung mit einem Gesamtkapital von rund 72 Millionen Euro. Anlässlich des Jubiläums fand jetzt im Kloster Benediktbeuern ein Jubiläumsfest mit zahlreichen Stifterinnen und Stiftern statt (Foto). Per Videobotschaft würdigte Ilse Aigner, Präsidentin des Bayerischen Landtags, das gemeinsame Engagement aller Beteiligten: „Bei Don Bosco ziehen alle an einem Strang.“ Mehr Informationen gibt es unter www.donbosco.de/25-jahre-hoffnung-stiften



Foto: Don Bosco/Klaus D. Wolf

Symphonie aus Duft, Musik und Farben

Der Vatikan ist bei der **diesjährigen Biennale in Venedig** mit gleich zwei Beiträgen vertreten: einem **mystischen Garten** und einem **Bilderzyklus** in einer Kirche. Was beides verbindet, ist das Thema: **Hildegard von Bingen**.

Von Sabine Kleyboldt

„Der Weinberg wächst prächtig, aber wenn die Trauben reif sind, werden sie von den Tauben und Amseln weggepickt – oder von den Besuchern.“ Pater Ermanno Barucco lacht, wenn er an all diese Gäste in seinem venezianischen Klostergarten denkt. Der 53-Jährige leitet den „Giardino Mistico“ der Unbeschuhten Karmeliten direkt neben dem Bahnhof Venedigs.

Die 5000-Quadratmeter-Oase bildet einen von zwei Beiträgen des Vatikans bei der Biennale 2026. Unter dem Motto „Das Ohr ist das Auge der Seele“ sind sie der heiligen Hildegard von Bingen (1098–1179) gewidmet, mit Elementen internationaler Künstler wie Alexander Kluge, Tatjana Bilbao, Jim Jarmusch oder Patti Smith.

Gleich hinter der unscheinbaren Pforte umfassen den Besucher Ruhe und Lavendelduft. Von tuckern den Bootsmotoren, lärmenden Zügen und drängelnden Touristen ist hinter den Klostermauern nichts zu ahnen. An einem Bauwagen gibt es Kopfhörer, mit denen eine rund 40-minütige spirituelle Reise durch den vielfältigen Garten beginnt – ganz im Sinne der „Grünkraft“, welche die Mystikerin, Komponistin und Kirchenlehrerin Hildegard allen Geschöpfen zuschrieb und als Grundlage jeder Heilung betrachtete.

Der Besucher taucht in die unterschiedlichen Kompositionen ein, die etwa 20 Musikerinnen und Musiker für das Vatikan-Projekt der Kuratoren Hans Ulrich Obrist und Ben Vickers und des Teams Soundwalk Collective geschaffen haben. Die Atmung wird ruhiger, der Schritt auf dem knirschenden Kies langsamer,

Die 61. Biennale steht unter dem Motto „In Minor Keys“ (in Moll-Tonarten). In knapp 100 Länderpavillons wird in ganz Venedig bis zum 22. November moderne Kunst präsentiert.

HINTERGRUND

In einer ehemaligen Kirche erinnert der verstorbene Künstler Alexander Kluge an Hildegard von Bingen.



während man unter der Pergola aus Weinranken und weißen Rosen wandelt. Das Auge schweift über die liebevoll gepflegten Kräuter- und Gemüsebeete, Olivenhaine, Weinstöcke, Obstbäume und Zierpflanzen.

Über den Kopfhörer ziehen sphärische Klänge, akustische Weltmusik, ein Glockenspiel oder gregorianische Choräle in eine eigene Gedankenwelt. Bänke laden dazu ein, sich auf einzelne Sequenzen besonders zu konzentrieren – sogar mit Blick aufs Wasser: Überraschend öffnet sich die Mauer zu einem der vielen Kanäle Venedigs.

Plötzlich, am Kräuterbeet, ein Flüstern: „Thymian, Melisse, Rosmarin ...“ Pater Ermanno, einer von sieben Ordensmännern in dem Kloster, lächelt. „Das war ich. Die Künstler haben mir Anweisungen gegeben: Sprich langsamer, leiser, wie bei einem Gebet.“

Benediktinerinnen von Eibingen singen

Wenige Meter weiter, vor einer kleinen Kapelle, intoniert eine warme Frauenstimme ein langes Mariengedicht in Ich-Form. „Das ist Patti Smith“, sagt der Pater. Die legendäre US-Lyrikerin, Punk- und Rockmusikerin hatte das selbst komponierte Gebet bei der Eröffnung Anfang Mai in der Klosterkirche gesungen. „Es steht in der nordamerikanischen charismatischen Tradition spontaner, vom Geist geleiteter Gebete – wunderschön, nicht wahr?“ Pater Ermanno ist noch immer begeistert.

Diese Begeisterung teilen viele Besucher, manche wirken fast wie in Trance. „Diese Musik zusammen mit





Fotos: kna/Sabine Kleyboldt

Der „Mystische Garten“ des Karmelitenklosters ist ein Beitrag des Vatikans zur Biennale 2026.

dem herrlichen Garten – das war sehr meditativ und hat mich tief berührt“, sagt eine junge Frau aus Kanada. „Bisher mein schönstes Biennale-Erlebnis.“

Knapp vier Kilometer entfernt wartet der zweite Beitrag des Vatikans: In der ehemaligen Kirche Santa Maria Ausiliatrice nahe den Gärten der Biennale hat kurz vor seinem Tod der im März verstorbene Künstler Alexander Kluge eine monumentale Installation aus Filmen und Bildern zu Hildegard von Bingen geschaffen.

Auf Bildschirmen sind teils ikonische Bilder aus den Schriften der Kirchenlehrerin mit modernen Texten und Gemälden in Dialog gesetzt. Dabei blitzt der Humor des Künstlers Kluge auf, wenn er etwa über den deutschen Begriff „Angstphase“ sinniert. Mehrmals am Tag erklingen in der schwer vom Hochwasser geschädigten Kirche lateinisch gesungene Stundengebete der Benediktinerinnen von Kloster Eibingen am Rhein, die ebenfalls am Kunstprojekt über ihre frühere Äbtissin mitwirkten.

Den wissenschaftlichen Überbau lieferte Schwester Maura Zátonyi, Gründerin der Hildegard-Akademie und ausgewiesene Kennerin der Heiligen. Sie unterstützte auch das „Scriptorium“, das im ehemaligen Gemeindesaal eingerichtet ist: Dutzende Bücher in vielen Sprachen über die Ordensfrau, die 2014 von Papst Benedikt XVI. zur Kirchenlehrerin erhoben wurde, sowie auch ihre eigenen Schriften zu Theologie, Mystik, Musik, Natur- und Heilkunde.

Sanni Priha aus Finnland und Dan Davis aus den USA sind eher zufällig in den Pavillon über die mittelalterliche Heilige geraten. Von der Grundidee beider Vatikan-Ausstellungen sind sie sehr angetan. „Wir alle brauchen spirituelle Heilung“, sagt Dan. „Ich glaube, das kann hier ein guter Beitrag sein.“ ●

ANNO DOMINI

Der Architekt Gottes

Am 7. Juni 1926 erfasst eine Straßenbahn in Barcelona einen älteren Mann, der nach dem Aufprall bewusstlos liegenbleibt. Ohne Ausweispapiere und in schäbiger Kleidung halten Passanten ihn für einen Bettler. Nach Stunden ohne angemessene medizinische Versorgung lässt ihn ein Polizist per Taxi ins Hospital de la Santa Creu, ein Armenhospital, bringen.

Erst als er drei Tage später im Krankenhaus stirbt, wird klar, wer der Mann ist: der berühmte Archi-

tekt Antoni Gaudí, Baumeister der Kathedrale „Sagrada Família“ – damals noch eine Baustelle im Anfangsstadium. Barcelona versinkt in Trauer, rund 30 000 Menschen wohnen der Beerdigung bei. In der Krypta der „Sagrada Família“ wird Gaudí beigesetzt – in der Kirche, die sein Lebenswerk ist.

Antoni Gaudí wird am 25. Juni 1852 als Sohn eines Kupferschmieds geboren, besucht die Schule der Piaristenpatres in der katalonischen Stadt Reus und studiert auf der Architekturschule in Barcelona. Als

er 1878 den Abschluss erhält, sagt der Rektor der Bauakademie über den Absolventen: „Wer weiß, ob wir das Diplom einem Verrückten oder einem Genie gegeben haben – die Zeit wird es uns sagen.“

Gaudí gründet ein Architekturbüro und lernt durch kleinere Aufträge Eusebi Güell kennen, einen kunstliebenden Unternehmer. Mit dessen finanzieller

Unterstützung verwirklicht er mehrere Werke und entwirft für Güell ein Stadtpalais, ein Landhaus, den

Park Güell und eine Kirche. Die Krypta der Colònia Güell ist ein Höhepunkt seines Schaffens und eines von sieben Bauten Gaudís in und um Barcelona, die zum UNESCO-Welterbe gehören.

Die längste Zeit widmet er sich der weltbekannten, bis heute unvollendeten „Sagrada Família“. 1883 übernimmt Gaudí die Bauleitung und entwickelt ein Gotteshaus mit bizarren Formen, mit Kapellen, die Tropfsteinhöhlen ähneln, Säulen, die zu einer Blätter-Gewölbedecke emporwachsen, und Portalen, die mit Figuren geschmückt sind. Das Licht bunter Kirchenfenster beleuchtet den hellen Stein der Kirche. Der Baumeister, der nie geheiratet hat, lebt am Ende seines Lebens in einer Werkstatt in der Basilika, dem bekanntesten Wahrzeichen Barcelonas.

Im Jahr 2000 beginnt ein Seligsprechungsverfahren für den frommen Architekten. Am 14. April 2025 erkennt Papst Franziskus Gaudí den „heroischen Tugendgrad“ an – eine wichtige Vorstufe auf dem Weg zur Seligsprechung.

// CHRISTOF HAVERKAMP



Foto: wikimedia

Antoni Gaudí 1878 beim Abschluss seines Studiums

Ausgewählt.

Veeh-Harfe spielen

MITTWOCH, 17. JUNI

Eine Einführung in das Musizieren mit der Veeh-Harfe bietet der Fachbereich Erwachsene und Familien der Diözese Eichstätt von 9.30 bis 17 Uhr im katholischen Pfarrzentrum Treuchtlingen an. Referentin ist Erna Dirschinger (Buchdorf), Musiktherapeutin i. R. und Chorleiterin. Die Leitung hat Matthäus Kamuf, Diözesanreferent für Erwachsenenseelsorge. Das Saiteninstrument, ursprünglich für Menschen mit Beeinträchtigungen entwickelt, ist sehr leicht zu lernen, auch ohne Notenkenntnisse. Es eignet sich insbesondere für den Einsatz in der Seniorenarbeit. Die Kursgebühr beträgt 50 Euro (Ehrenamtliche 25 Euro).



Foto: Hans Kirschner

nen inklusiven Willibalds-Lauf. Kinder, Jugendliche, Senioren und Menschen mit Beeinträchtigungen sind im Zeichen von „Bewegung, Begegnung und Gemeinschaft“ eingeladen. Auf eine Zeitmessung wird bewusst verzichtet. Auftakt ist um 15 Uhr am Parkplatz bei der Eichstätter DJK-Halle (Start und Ziel) in der Schottenau mit geistlichem Impuls und Sportler-Segen. Ab 15.30 Uhr starten nacheinander der Kinder-, dann der Jugend-Lauf, die Inklusionsläufe, der Hauptlauf und schließlich das Nordic Walking. Anmeldung bis 20. Juni und nähere Info unter: www.willibalds-lauf.de. Nachmeldungen sind am Veranstaltungstag möglich.

Willibalds-Lauf

SAMSTAG, 27. JUNI

Zum zweiten Mal veranstaltet der DJK-Diözesanverband sei-

Motorradgottesdienst

SAMSTAG, 4. JULI

„30 Jahre Motorrad-Gottesdienst in der Spindeltalruine“ heißt es bei der Katholischen Landvolkbewegung (KLB) im Bistum Eichstätt. Um 12 Uhr versammeln sich die Bikerinnen und Biker am Treffpunkt vor der Eichstätter Schutzengelkirche (Leonrodplatz). Eine gemeinsame Tour führt dann zur Wallfahrtskirche Maria Hilf in Freystadt mit Gelegenheit zur Führung in Kirche und Kloster und Besuch im „Garten der Stille“. Nach einer Kaffeepause geht es weiter zur Ruinenkirche im Spindeltal bei Wellheim. Um 18 Uhr beginnt der von Landvolkpfarrer Roland Klein geleitete und von der Gruppe Cantaris musikalisch umrahmte Gottesdienst mit anschließender Fahrzeugsegnung.

Kunst des Altwerdens

MONTAG, 15. JUNI

Altwerden ist gestaltbares Schicksal. Es hängt auch von uns ab, ob das Alter für uns nur ein Anhängsel zum bisherigen Leben ist, oder ob ihm der gleiche Wert und die gleiche Bedeutung zugesprochen wird wie die Zeit davor. Dieser Überzeugung ist der Theologe

und Psychotherapeut Dr. Wunibald Müller, Autor des Buches „Von der Kunst des Altwerdens“. Über dieses Thema spricht er bei einem Vortrag um 19 Uhr im Schloss Ratibor in Roth. Veranstalter sind die Katholische Erwachsenenbildung (KEB) Neumarkt-Roth-Schwabach und das Seniorenbüro der Stadt Roth. Der Eintritt ist frei.

Messe auf Englisch

DONNERSTAG, 25. JUNI

Einmal im Monat lädt die katholische Cityseelsorge Ingolstadt in Kooperation mit der studentischen Hochschulgemeinde KHG zu einer Heiligen Messe in englischer Sprache ein. Nächster Termin ist der 25. Juni. Der Gottesdienst beginnt um 19 Uhr in der Colloquiumskapelle in der Bergbräustraße 3, Nähe Münster. Im Anschluss ist Begegnung und Austausch in den Räumen der KHG. Ziel der Feier ist es, „eine vielfältige internationale Community“ zusammenzubringen. Info unter www.cityseelsorge-in.de oder www.instagram.com/catholicsiningolstadt

Mester-Karikaturen

15. JUNI BIS 31. JULI

Im Nürnberger Caritas-Pirckheimer-Haus (CPH) ist eine



HÖRFUNK FÜR DIE DIÖZESE EICHSTÄTT

Luitpoldstraße 2 | 85072 Eichstätt | Telefon 08421 50258

E-Mail: radiok1@bistum-eichstaett.de | UKW-Frequenzen von Radio IN

TÄGLICH

Gedanken zum Tag

Montag bis Freitag 5.20 Uhr,
Samstag 5.55 Uhr,
Sonntag 7.30 Uhr
(im wöchentlichen Wechsel
mit der evangelischen Kirche)

SONNTAG, 7. JUNI

Der Sonntag-Morgen

7.00 - 9.00 Uhr unter anderem
mit folgenden Themen:
– Ein Jahr Sedisvakanz
– Partnerschaft mit Burundi
– DJK Übungsleiterausbildung
– Zum Start der Fußball-WM

SONNTAG, 14. JUNI

Der Sonntag-Morgen

7.00 - 9.00 Uhr unter anderem
mit folgenden Themen:
– Der Shalom-Preis
– Bayerische Klerusmeisterschaft
– Ausblick: Die Willibaldswoche
– Ruinenkirche Spindeltal

Alle Beiträge und
weitere Themen unter
www.radiok1.de

Ausstellung des bekannten Karikaturisten Gerhard Mester zu sehen. Unter dem Titel „Mester malt Matthäus“ werden mehr als 30 im typischen Mester-Stil gezeichnete Karikaturen gezeigt. Sie befassen sich mal witzig, mal nachdenklich mit Texten aus dem Matthäusevangelium. Am Mittwoch, 17. Juni, um 19 Uhr lädt das CPH zur Vernissage in Anwesenheit des Künstlers ein. Für alle, die noch tiefer ins Matthäusevangelium einsteigen wollen, bietet der Bibelwissenschaftler Claudio Ettl am 18. Juli von 10 bis 17 Uhr einen biblischen Studientag an. Die Ausstellung im CPH, Königstraße 64, ist Montags bis Freitags von 8 bis 20 Uhr zu sehen, Samstags und Sonntags auf Anfrage. Der Eintritt ist frei. Für Vernissage und Bibeltag ist Anmeldung erforderlich unter



Foto: Gerhard Mester

akademie@cph-nuernberg.de oder Tel. 0911/23 46 145.

Kräuter des Sommers

FREITAG, 20. JUNI

„Was der Sommer zu bieten hat“, unter diesem Motto lädt der Katholische Deutsche Frauenbund (KDFB) der Diözese

Eichstätt zu einer Kräuterwanderung. Der Fokus liegt dabei auf Pflanzen der Sommersonnwende. Treffpunkt ist um 14.30 Uhr am Parkplatz Figurenfeld (Spindeltal /Jura-Hochstraße) oberhalb von Eichstätt. Von dort aus geht es mit Referentin Irmgard Ferstl aus Dunsdorf auf eine etwa zweieinhalbstündige Wanderung mit kleiner Verpflegung. Info und Anmeldung unter Tel. 08421/50-673, info@frauenbund-eichstaett.de

Bibel und Rucksack

4. BIS 5. SEPTEMBER

Der Katholische Deutsche Frauenbund (KDFB) setzt seine Reihe „Bibel und Rucksack“ fort. Gemeinsam mit dem Geistlichen Beirat des Diözesanver-

bands, Diakon Dr. Anselm Blumberg, machen sich die Teilnehmerinnen auf den Weg, um Gottes Spuren in der Schöpfung zu entdecken und seine Worte in der Bibel zu betrachten. Zwei Tageswanderungen führen zur Felsgruppe Zwölf Apostel bei Solnhofen (knapp sechs Kilometer) und zur St.-Gunthildiskapelle im Schambachtal (acht Kilometer). Auch die Pappenheimer Weidenkirche werden die Wanderinnen besuchen. Treffpunkt ist am Freitag, 4. September, um 14 Uhr im Evangelischen Bildungs- und Tagungszentrum Pappenheim. Der zwei-Tages-Tripp kostet 115 Euro für KDFB-Mitglieder und 175 Euro für Nicht-Mitglieder. Anmeldungen nimmt die KDFB-Geschäftsstelle bereits entgegen unter Tel. 08421 50-673, info@frauenbund-eichstaett.de

TV-PROGRAMMTIPPS

INTERNET

www.bistum-eichstaett.de

Ab 8. Mai in der Mediathek

Der Begriff „Fairtrade“ begegnet uns mittlerweile sehr oft – im Supermarkt, beim Kleidungskauf, bei Geschenkartikeln im Weltladen. Aber was bedeutet er für Produkte, für uns im Alltag? SchülerInnen der Maria-Ward-Realschule Eichstätt beschäftigen sich seit zehn Jahren damit. Die Schule darf sich seit zehn Jahren „Fairtrade“-Schule nennen und hat das mit einem Projekttag gefeiert. Das Video dazu gibt es auf der Website des Bistums Eichstätt.



BISTUM EICHSTÄTT

KIRCHE IN BAYERN

Das ökumenische Fernsehmagazin

Sonntag, 14. Juni, 20.30 Uhr

Immer, wenn deutschen Fußball-Nationalteams ein großes internationales Turnier bevorsteht, laufen die Mitarbeitenden der Schreinerei der Barmherzigen Brüder im mittelfränkischen Gremsdorf zur Hochform auf. In der Einrichtung der Barmherzigen Brüder Behindertenhilfe entsteht dann ein exklusiver Tischkicker. Stefan Hoffmann war bei der Fertigstellung der Sonderanfertigung zur aktuellen WM dabei.



DAS ÖKUMENISCHE FERNSEHMAGAZIN

– ANZEIGEN –

Buchhandlung St. Willibald

Sehnsucht nach Leben



Wir alle sehnen uns nach Liebe, Geborgenheit, Freiheit und Frieden. Wer kennt es nicht, das tiefe Verlangen nach einem Neuanfang? Und die Kraft, die entsteht, wenn wir endlich von dem ablassen können, was uns daran hindert, den nächsten Schritt zu gehen. Wir wünschen uns, dass wir inmitten des Alltagstrubels Zeiten der Stille finden. Dass wir einen Ort finden, der uns Heimat ist. Und dass Gott uns einen Engel schickt; dass uns Trost geschenkt wird, wenn wir trauern.

Hinter allem steht die Grundsehnsucht, dass es einen Gott gibt, der uns hält, egal, wie tief wir auch fallen. Jemand, der uns durchs Leben begleitet, wohin wir auch gehen.

Verlag bene!, Gebundene Ausgabe, 176 Seiten, 22 Euro

Buchhandlung St. Willibald
Marktplatz 5 • 85072 Eichstätt
eichstaett@willibald-buchhandlung.de
Telefon 08421 / 80 326

Lieferung erfolgt ab 20,- € versandkostenfrei.

RELIGIÖSE SENDUNGEN

Regelmäßige Termine

- Montag bis Samstag, 7.00 Uhr, **K-TV**
Katholischer Gottesdienst (45 Min.)
- Montag bis Samstag, 8.00 Uhr, **Bibel TV**
Katholischer Gottesdienst aus dem Kölner Dom (45 Min.)
- Mittwoch, 10.00 Uhr, **EWTN** Generalaudienz mit Papst Leo aus Rom (75 Min.)
- Mittwoch, 19.00 Uhr, **BR** Stationen.
Aus Religion und Kirche (30 Min.)
- Samstag, 12.00 Uhr, **BR**
Glockenläuten (5 Min.)
- Samstag, 18.30 Uhr, **K-TV** Katholischer Gottesdienst aus Freiburg (60 Min.)
- Samstag, 18.45 Uhr, **MDR** Glaubwürdig (5 Min.)
- Sonntag, 12.00 Uhr, **EWTN** Angelus-Gebet mit Papst Leo aus Rom (30 Min.); wegen einer Reise nicht am 7. Juni
- Sonntag, 19.00 Uhr, **Bibel TV** Kirche in Bayern (30 Min.)

Sonntag, 7. Juni

- 9.30 **ZDF** Katholischer Gottesdienst aus der Kirche Sankt Mechthild in Magdeburg (45 Min.)

Dienstag, 9. Juni

- 22.15 **ZDF** 37 Grad. Kein Kind der Liebe (30 Min.)

Mittwoch, 10. Juni

- 10.30 **Bibel TV** Alpha und Omega.
Wünschewagen: Wenn letzte Träume wahr werden (30 Min.)

Samstag, 13. Juni

- 23.35 **ARD** Das Wort zum Sonntag. Mit Annette Behnken, Hannover (5 Min.)

Sonntag, 14. Juni

- 9.30 **ZDF** Evangelischer Gottesdienst aus dem Garten der Johanneskirche in Eltville-Erbach (45 Min.)
- 10.00 **Bibel TV** Pontifikalamt mit Mozartmesse aus dem Würzburger Dom (105 Min.)

Mittwoch, 17. Juni

- 10.30 **Bibel TV** Alpha und Omega. König Fußball und der liebe Gott (30 Min.)

Samstag, 20. Juni

- 23.35 **ARD** Das Wort zum Sonntag. Mit Magdalena Kiess, Berlin (5 Min.)



Foto: Lupa/Celine Bozon

Einsame Seelen: die Schriftstellerin Sidonie und ihr japanischer Verleger Kenzo

Wenn Trauer zu heilen beginnt

Die erfolgreiche französische Schriftstellerin Sidonie (Isabelle Huppert) reist auf Einladung ihres Verlegers Kenzo (Tsuyoshi Ihara) nach Japan, um dort die Wiederauflage ihres ersten Buchs zu promoten. Sie ist lange nicht mehr gereist und fühlt sich in dem Land fremd. Seit dem Unfalltod ihres Mannes Antoine (August Diehl) vor einigen Jahren hat sie nicht mehr geschrieben und klammert sich an ihre Trauer.

In Japan beginnt Sidonie, ihren verstorbenen Mann zu sehen. Das sei ganz normal, versichert Kenzo, Japan sei das Land der Geister, hier würden alle mit ihren Verstorbenen leben. Antoine erscheint ihr nun häufiger, und die beiden führen klärende Gespräche. Er will, dass sie ihn endlich gehen lässt.

Madame Sidonie in Japan. Am Mittwoch, 17. Juni, um 21.35 bei Arte (90 Min.)



Wenn Erinnerungen aufeinanderprallen

Nach dem Tod des Vaters treffen sich die Geschwister Ulrika, Andrea und Rasmus in ihrem Elternhaus, um dort den Geburtstag ihrer Mutter zu feiern. Alle versuchen, nett zueinander zu sein, doch Verletzungen aus der Kindheit kommen hoch und bringen sie an ihre Grenzen.

Andrea fühlt sich von der engen Beziehung zwischen ihrer Schwester und ihrer Mutter ausgeschlossen, Ulrika sieht in Andrea nur Papas ewigen Liebling und Rasmus stand schon immer im Schatten seiner älteren Schwestern.

Als auffällt, dass Gegenstände aus dem Haus verschwunden sind, kommt es zum Eklat, und drei verschiedene Versionen einer gemeinsamen Kindheit prallen aufeinander.

Moa Hergren: Geschwister. Verlag Kein und Aber, 492 Seiten, 26 Euro

Die Nacht der Nächte

Der **katholische Jugendbuchpreis** geht in diesem Jahr an einen Roman, der einen Einser-Abiturienten in den Mittelpunkt stellt. Er ist originell geschrieben und für Leserinnen und Leser, die **mehr auf Nachdenkliches als auf Action** stehen.

Kester, ein Junge aus der norddeutschen Provinz, hat gerade Abi gemacht. Note: 1,0. „Kester-Klassenbester“ ist sein Spitzname. Oder auch „K“ – nach den „Geschichten von Herrn K.“ von Bertolt Brecht. Deutsch Leistungskurs eben.

Jetzt sitzt Kester, der Ich-Erzähler, mit ein paar Leuten am Lagerfeuer. Sie feiern an der Ostsee den Schulabschluss und führen beim Bier tiefgründige Gespräche. Denn tiefgründig sind sie schon: Kester-Klassenbester; Lukas, der Pausenhofphilosoph; Cleo mit den zahllosen Piercings; Armin „mit dem geringsten Wortschatz der Welt und einem noch geringeren Mitteilungsdrang“. Und Kesters beste Freundin Blanka.

Sie diskutieren über die „Nacht der Nächte“, die ultimative Lebenserfahrung, die totale Ekstase. „Rein logisch darf es danach keinen Morgen geben“, sagt Lukas. „Die Nacht der Nächte kann nur eine sein: die letzte Nacht.“ Kester stimmt zu: „Machen wir doch ernst, und zwar am besten noch heute, ich wäre bereit. Ein Rausch, ein Abgang.“ Das ist das Szenario, mit dem der Roman „Engel der letzten Nacht“ beginnt, der in diesem Jahr den katholischen Jugendbuchpreis gewonnen hat.

Soldatin, Seelensammler und Schutzengel

Schon die Auswahl des Protagonisten ist ungewöhnlich: ein netter Abiturient aus der Provinz, nicht bei Social Media gemobbt, ohne schlimme Familien- oder Armutserfahrungen, ohne Drogenprobleme oder Handysucht, mit Freunden. Und trotzdem hat er den Plan, die Nacht der Nächte zu erleben – in einem bestimmten angesagten Club in Hamburg – und dann Schluss zu machen. „Ich wäre bereit.“

Ungewöhnlich ist auch die Form. Denn der Roman erzählt die eine Nacht mehrfach in verschiedenen Versionen. In jeder Version beginnt die Story etwas früher, sodass man nach und nach mehr über Kester und sein Leben erfährt, und endet etwas später, sodass man miterlebt, wie die Nacht verläuft – bis zum Morgengrauen.

Kester trifft auf der Hamburger Party-Meile sehr verschiedene Typen. Zum Beispiel Kim, die junge Soldatin, die gemeinsam mit Kameraden die Nacht auf St. Pauli versaufen will, weil sie am nächsten Tag nach Litauen verlegt werden. Oder Lenny/Lena, die blauhaarige Transperson, die sich selbst „Pfandflaschen- und Seelensammler“ nennt. Oder Christina, Business-Kostüm und Stöckelschuhe, die feiern will, dass sie gerade gefeuert wurde. „Wenn die Anwälte mit allem durch



Auch auf dem Hamburger Dom landet Kester in dieser sehr besonderen Nacht.

sind, werde ich auf einen Schlag einen solchen Batzen Geld bekommen, dass davon ein ganzer Trupp anständiger Bürger für Jahre blau machen könnte.“

Und natürlich Bruno. Ihn trifft Kester gleich zu Beginn und dann in jeder Version wieder. „Er berührt mich mit der Hand, lächelt, und eine Welle von Zuneigung überflutet mich. Ich kann mir das nicht erklären. So etwas ist mir bei einem Fremden noch nie passiert“, erzählt Kester. Nein, nicht, was Sie jetzt denken. Bruno wird nicht Kesters erste große Liebe, es ist ganz anders: „Reden wir nicht lange drumherum, sagt Bruno. Ich bin hier als dein Schutzengel für diese eine Nacht.“

Das Buch ist nichts für Leserinnen und Leser, die Action lieben. Oder Fantasy. Wer den „Engel der letzten Nacht“ liest, muss ein bisschen sein wie Kester. Nachdenklich. Philosophisch. Am Sinn des Lebens interessiert. Ein bisschen vielleicht auch an der Frage, ob es so was wie Schutzengel geben könnte. Auch Abenteuerlust ist gut, aber eher auf solche Abenteuer, die das echte Leben zu bieten hat. In der norddeutschen Provinz, auf St. Pauli, am Lagerfeuer, in einem Club. Egal wo, aber unbedingt im Hier und Jetzt.

// SUSANNE HAVERKAMP

Nils Mohl: Engel der letzten Nacht. Rotfuchs-Fischer-Sauerländer, 224 Seiten, 17,90 Euro



Foto: EON/HA Kunst/Achim Bunz

Antonius-Lied

Sankt Anton, voll von Gnade,
 erhöere unser Flehn,
 lass auf dem Lebenspfade
 uns mit dir sicher gehn;
 den Tod zu überwinden
 steh du uns hilfreich bei!
 So wollen froh wir künden
 das Lied von deiner Treu.

Du sprichst von Christi Wahrheit,
 verkündest uns sein Wort,
 durch seiner Lehre Klarheit
 treibst du die Zweifel fort.
 Verlorne hilfst du finden,
 gibst Wanderern Geleit.
 Bewahre uns vor Sünden,
 du Licht der Christenheit!

Sankt Anton, Mann voller Glauben,
 lass nicht arge Not die Hoffnung in uns rauben
 im Leben und im Tod!

Text: Franz-Josef Filous

Das Lied wurde ehemals für die Pfarrei St. Anton in München
 verfasst, wo es alljährlich zum Patrozinium erklingt, heuer beim
 Gottesdienst am Samstag, 13. Juni, um 18.30 Uhr.
 Unser Bild zeigt einen Ausschnitt aus dem Deckengemälde
 der Wallfahrtskirche St. Anton in Partenkirchen.